NZZ
Nr. 49
DEZEMBER 2023

NZZ GESCHICHTE



Alles elektrisch

Wie der Strom unser Leben eroberte





Master of Advanced Studies in Applied History

Weiterbildungsprogramm in Applied History 2024–2026

Der MAS Applied History bietet eine praxisorientierte Ausbildung auf hohem Niveau, die Ihre berufliche Qualifikation auf einzigartige Weise ergänzt. Sie eignen sich analytische Fähigkeiten an, schulen Ihre Kommunikationskompetenz, erweitern Ihren Bildungshorizont und erwerben in konzentrierter Form historisches Wissen. Gut 100 Dozierende unterrichten Sie in Zürich und im Rahmen mehrtägiger Schools, die in Rom, Kopenhagen oder in den USA entlang des Mississippis und in Afrika stattfinden.

Anmeldung und Auskünfte

MAS Applied History
Universität Zürich
Historisches Seminar
Culmannstrasse 1
8006 Zürich

applied-history@hist.uzh.ch
mas-applied-history.ch
044 634 47 97



Ihr Profil: Sie sind vielseitig interessiert, verfügen über ein abgeschlossenes Hochschulstudium in einer beliebigen Fachrichtung oder über eine vergleichbare Qualifikation (Entscheidung über die Aufnahme sur dossier). Das zweijährige, berufsbegleitend angelegte Studium behandelt in 29 Modulen u.a. folgende Themen:

– Geschichte und Zukunft der Demokratie
– Die Sprache der Kunst im Epochenwandel
– Zyklen der Finanz- und Wirtschaftskrisen
– Urbanisierung von der antiken Polis zur Megacity
– Aufstieg und Fall von Imperien
– Weltperspektiven: Japan, China und Indien

Vier verschiedene Studiengänge stehen Ihnen offen:

– MAS Applied History (CHF 24 900)
– DAS Applied History (CHF 17 900)
– CAS Applied History (CHF 9960)
– CAS Applied Economic History (CHF 9960)

Das 19. Curriculum 2024–2026 beginnt am 7. Juni 2024.
Anmeldefrist: 15. April 2024.

Informationsveranstaltungen mit Prof. Dr. Tobias Straumann

jeweils um 18.30 Uhr, Universität Zürich,
Rämistrasse 71, 8006 Zürich

Mittwoch, 6. Dezember 2023, Raum KOL-F-103

Mittwoch, 17. Januar 2024, KOL-H-320

Mittwoch, 7. Februar 2024, KOL-F-103



Liebe Leserin, lieber Leser

«Es wird eng», sagte Michael Bhend von der Stromaufsicht Elcom vergangenes Jahr, als auf einmal unsicher war, ob die Schweiz im Winter genügend Strom würde importieren können. Spätestens seit dann wissen wir: Es ist offenbar kein Naturgesetz, dass etwas aus der Steckdose fliesst. Dabei geht heute ohne Strom nichts mehr, ein Blackout wäre verheerend.

Umso erstaunlicher sind die Anfänge der Elektrifizierung in der Schweiz, wie mein Redaktionskollege Daniel Di Falco zeigt: Ab 1900 gab es zwar immer mehr Strom im Angebot, aber kaum eine Nachfrage. Die musste man erst schaffen – zunächst in der Industrie, später auch in den Privathaushalten. Dabei war der Strom damals schon längst bekannt. Allerdings nicht als Energielieferant, sondern als sinnliche Kunst und Gesellschaftsspiel: Zur Zeit der Aufklärung liess sich eine adlige Elite in ihren Salons von physikalisch Bewanderten gern allerlei Experimente vorführen. «Durch die Luftpumpen einem Vogel das Leben nehmen und wiedergeben, durch die elektrische Maschine Feuer und Funken aus den Fingern zu saugen, mit dem Phosphorus Gespenster zu machen» – darüber müsse die Einfalt erstaunen und ein Naturkundiger sich freuen, hiess es 1745 in einer gelehrten Zeitschrift.

Das widerspricht unserer Vorstellung, dass Innovation den Nutzen des Neuen voraussetzt. Hinter dem Fortschritt jedoch stehen noch ganz andere Kräfte – das zeigt die Geschichte des Stroms exemplarisch.

Lea Haller, Redaktionsleiterin

Cover-Illustration: Jörn Kaspuhl



Queen Elizabeth II. und der Duke of Edinburgh? Nein, Claire Foy und Matt Smith am Rand des Filmsets für die Netflix-Serie *The Crown*.

→ Seite 62

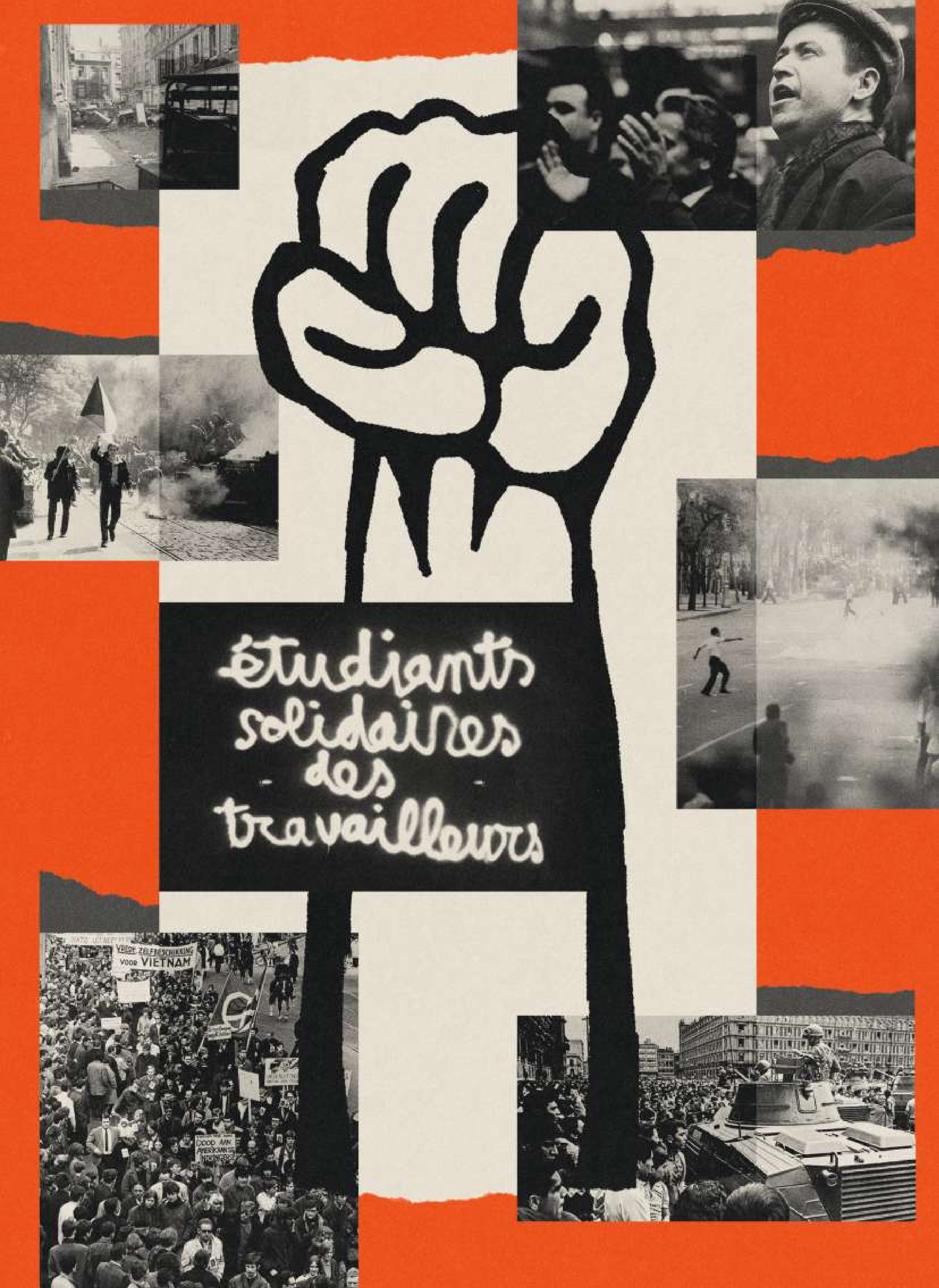
Bild: Coco Van Oppens / Netflix

INHALT

1968

Dieses Jahr wurde zur Chiffre: 1968 steht für weltweite Proteste gegen autoritäre Strukturen. Seither hat sich einiges verändert, im Alltag und in der Politik. Protestiert mit den Methoden von damals wird aber weiter – in erster Linie von reaktionärer Seite.

Text Brigitte Studer **Illustration** Ricardo Santos


étudiants
solidaires
des
travailleurs
ZELFBESCHIKKING
VOOR VIETNAM
DOOD AAN

Das Jahr 1968 ist als Jahr der Revolte in Erinnerung. Gleichzeitig ist 1968 weit mehr als nur eine Jahreszahl: Es ist eine Chiffre für eine Epoche, für ein Lebensgefühl und für eine weltweite Ereigniskette, die vom kalifornischen Berkeley ins südafrikanische Pretoria reichte, vom ägyptischen Al-Mansura nach Paris, vom pakistanischen Rawalpindi nach Tokio. War 1968 die zweite globale Revolution nach 1848? Und war sie erfolgreich oder nicht?

Die antiautoritären Revolten, die in den langen 1960er Jahren fast alle Länder erschütterten, haben die Welt unwiederbringlich verändert. Ob zum Guten oder Schlechten – darüber wird bis heute gestritten, und das Urteil hängt weitgehend von der politischen Überzeugung ab.

Begonnen hat alles vor 1968. Die ersten Proteste richteten sich gegen den Vietnamkrieg, der mit dem Kriegseintritt der USA ab August 1964 zunehmend eskalierte. Ab 1966 fanden in verschiedenen Städten Aufstände, Streiks und Demonstrationen statt, viele forderten ein Ende der Gewalt. Im Februar 1968 verdichteten sich die Ereignisse. Die Tet-Offensive der nordvietnamesischen Armee und des Vietcong, eine grossangelegte militärische Operation, die für den kommunistischen Norden zwar äusserst verlustreich war, die Amerikaner aber völlig überraschte, konfrontierte die Bevölkerung in westlichen Ländern erstmals mit Bildern der Kriegsgewalt und führte zu einem Meinungsumschwung.

Kurze Zeit später erblühte in der Tschechoslowakei der Prager Frühling, eine Reformbewegung, die unter dem Schlagwort «Sozialismus mit menschlichem Antlitz» mehr Demokratie und Freiheit forderte. Ende April besetzten Studierende die Columbia University, nachdem aufgeflogen war, dass sie mit dem amerikanischen Verteidigungsministerium zusammenarbeitete. In Tunis mündeten studentische Proteste gegen das Regime Habib Bourguibas in Aufstände und Streiks – sie wurden gewaltsam niedergeschlagen. Einer der Zeugen der brutalen Repression war Michel Foucault, der dort seit drei Jahren unterrichtete. «Diese Erfahrung war für mich entscheidend, sie hat mich verändert», erklärte der französische Philosoph später. Er begann sich politisch zu engagieren und wendete sein Interesse der Geschichte des Gefängnisses und der Analyse von Machtverhältnissen zu.

Im Frühling 1968 kam es auch in Paris zu Protesten: Im Pariser Quartier Latin errichteten Studentinnen und Studenten Barrikaden und lieferten sich in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai Strassenkämpfe mit der Polizei, die Tränengasgranaten und Schlagstöcke einsetzte. Die unbeugsame Haltung des Staats gegenüber ihren Forderungen – bessere Studienbedingungen und eine Modernisierung des konservativen Bildungssystems – löste eine nationale Solidaritätswelle aus. Es kam zum grössten Generalstreik der französischen Geschichte; die Regierung wankte. Mit dem Globuskrawall erfassten die Unruhen auch Zürich: Im Juni forderten mehrere Tausend Jugendliche ein autonomes Jugendzentrum. Sie wurden von der Polizei mit Wasserwerfern traktiert.

«1968» begann weder in Paris noch in Prag noch in Zürich, aber die Ereignisse verstärkten sich. Der Aufbruch riss nicht nur den kapitalistischen Westen und den sozialistischen Osten mit, sondern auch den globalen Süden – damals noch als «Dritte Welt» bezeichnet. Die 68er Bewegung war auch keine Studentenbewegung. Es stimmt zwar, dass die Studierendenzahlen infolge von Bildungsoffensiven fast überall hochschnellten und dass vor allem junge Männer aus universitären Milieus als Sprecher an der Spitze der Proteste standen und sich im Nachhinein als treibende Kräfte der Ereignisse aufführten. Dabei geht allerdings vergessen, dass stets auch Studentinnen an den Demonstrationen und Aktionen teilnah-

---

Die Serie

Bisher erschienen:

- Russische Revolution
- Boxeraufstand
- Erklärung der Menschenrechte
- Beveridge-Plan
- Eroberung Amerikas

Nächste Folge: Kanonade von Valmy

---

men und dass Künstler, Musikerinnen, Typografen, Publizisten, Sozialarbeiterinnen ihr eigenes «68» hatten. Mobilisiert waren auch Angehörige der Arbeiterklasse. In Frankreich solidarisierten sich die drei grössten Gewerkschaften mit den Studierenden, ebenso in Argentinien, in Italien oder Burma (heute Myanmar). Auch der Widerstand gegen die sowjetischen Panzer, mit denen die Truppen des Warschauer Pakts im Sommer 1968 den Prager Frühling gewaltsam niederschlugen, war keine rein studentische Angelegenheit. Rund um den Globus beteiligten sich Frauen und Männer, Akademikerinnen und Hilfsarbeiter, Ärztinnen und Lehrer, Bauern und Hausfrauen, Junge und Alte an Protesten.

Das stellt die Frage, was denn das Gemeinsame der 68er Bewegung war. Die Antworten sind so vielschichtig wie die Kontexte, in denen sich die Menschen damals radikalisierten. Ging es in Budapest, Warschau oder Prag in erster Linie um die fehlende Freiheit im «real existierenden Sozialismus», stand in Berlin, Tokio oder San Francisco die Kritik am «kapitalistischen System» und an der Konsumgesellschaft im Vordergrund. In Mexiko, Buenos Aires oder Tunis richtete sich der Fokus auf den amerikanisch-westlichen Imperialismus und auf die autoritären politischen Regime. Überall aber forderten die Protestierenden mehr Freiräume, auch sexuelle, und offenere Bildungs- und Berufswege, weniger Zwang und Hierarchien. Man wollte das Ende von autoritären Strukturen und jeglicher Diskriminierung.

Die Menschen waren der Überzeugung, dass einst gemachte Versprechen nicht eingelöst worden waren – weder im kommunistischen Osten noch im liberalen Westen und auch nicht in den autonom gewordenen ehemaligen Kolonien. Die kapitalistischen Konsumgesellschaften hatten Gleichheit durch Wohlstand versprochen, der Kommunismus Gleichheit durch die Vergemeinschaftung der Produktionsmittel, die einstigen Kolonien Gleichheit durch die nationale Befreiung. Der Lebensstandard hatte sich in den «Trente Glorieuses», den Wachstumsjahren zwischen 1945 und 1975, zwar vielerorts erhöht. Doch die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Mentalitäten und die Autoritätsstrukturen hatten unter der Glasglocke des Kalten Kriegs nicht mit diesem Wandel Schritt gehalten.

Als Folge dieser Ungleichzeitigkeit blühte ein breites Spektrum jugendlicher Subkulturen auf. Junge Menschen pflegten eigene Musikstile und alternative, «antibürgerliche» Lebensentwürfe. Viele lebten in Kommunen, sie experimentierten mit Drogen und einer freien – allerdings noch stark männerbestimmten – Sexualität. In den 1960er Jahren entstand die Bewegung der Neuen Linken, die sich von der klassischen Linken durch einen utopisch-emanzipatorischen Sozialismus und einen radikalen Antikapitalismus abgrenzte. Um die Gesellschaft zu verändern, setzte sie auf theoretische Analyse und politisches Handeln. Ihre Vertreter kritisierten jegliche Form von Herrschaft, auch die alltagskulturelle.

Die Idee einer Befreiung, die sowohl politisch als auch persönlich gemeint war, wurde zuerst von den antikolonialen Bewegungen eingefordert und sprach Ende des Jahrzehnts weitere Gruppen an. Die Frauenbewegung brachte mit dem Slogan «Das Private ist politisch» die Verschränkung des Kulturellen mit dem Politischen auf den Punkt. Nach den Stonewall-Unruhen von 1969, als sich New Yorker Homosexuelle gegen die regelmässigen gewalttätigen Razzien der Polizei wehrten (der Name stammt vom «Stonewall Inn», einer Bar mit homosexuellem Publikum im Greenwich Village), entstand die Schwulen- und Lesbenbewegung.

Die Parole «Make Love, Not War» gab die verbreitete pazifistische Grundhaltung wieder. In ihrer Ablehnung des Vietnamkriegs trafen sich die eher hedonistischen Hippies mit den politischen Aktivistinnen und Aktivisten der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die gegen die Rassentrennung und die Diskriminierung der Afroamerikaner kämpfte. Es verband sie ein Zukunftsoptimismus und eine Protestkultur, die von der Musik bis zur Mode reichte. Nicht zuletzt teilten sie ein neues Repertoire des zivilen Ungehorsams. 1960 wurde in einem Supermarkt in North Carolina erstmals ein Sit-in veranstaltet – nachdem man sich dort geweigert hatte, vier Schwarze zu bedienen. Bereits 1963

wählten auch die Arbeiterinnen und Arbeiter der Maschinenfabrik Neyrpic in Grenoble den gewaltfreien Sitzstreik als Kampfmittel für bessere Arbeitsbedingungen.

Auch die aktionistischen Konzepte der Situationisten, einer kleinen europäischen Gruppe von Intellektuellen und Künstlern, fanden Nachahmer. Durch kleine Regel- oder Gesetzesverstösse – etwa die symbolische Besetzung des öffentlichen Raums – wollte man aufrütteln. In solchen Ansätzen, die auf eine Störung der Normalität abzielten, verschränkten sich ästhetische und politische Anliegen. Beispielhaft dafür ist die Wiener Aktionskünstlerin Valie Export: Sie schockierte mit Happenings, in denen sie plastisch den Charakter der Frauen als Sexobjekte zeigte. Andere wiederum setzten auf eine direkte Konfrontation mit der Staatsgewalt.

Jede Darstellung der 68er Bewegung ist also mit Paradoxien konfrontiert. Die «Kinder von Marx und Coca-Cola», wie sie der Filmemacher Jean-Luc Godard 1966 in seiner filmischen Beziehungsanalyse *Masculin féminin* nannte, waren konsumkritisch; gleichzeitig bildete die Konsumgesellschaft den Nährboden für ihren Protest. Von gegenkulturellen Gruppen bis zur theoretisch versierten Neuen Linken war die Bewegung stark ausdifferenziert, ja eklektisch. Und doch verband sie die Überzeugung, Teil eines globalen Ganzen zu sein, verflochten durch transnationale Kontakte und weltweit zirkulierende Texte. Man probte die Veränderung des Alltags im eigenen Milieu und hoffte gleichzeitig auf einen weltweiten revolutionären Wandel.

Dass der gesellschaftliche Status quo infrage gestellt wurde, forderte die Vertreter des herrschenden Systems heraus. Sie reagierten vielfach mit Repression. Der lateinamerikanische Guerillaführer Che Guevara und der deutsche Student Benno Ohnesorg wurden 1967 ermordet, der afroamerikanische Bürgerrechtler Martin Luther King Jr. 1968. Am 2. Oktober 1968, zehn Tage vor der Eröffnung der Olympischen Spiele, schoss das Militär in Mexiko-Stadt auf eine friedliche Demonstration. Offizielle Zahlen zum Tlatelolco-Massaker gab es nie, man geht von bis zu dreihundert Toten aus.

Mitte der 1970er Jahre flauten die Proteste ab. Als Reaktion darauf radikalisierten sich in Italien und Deutschland Kleingruppen und wandten sich dem Terrorismus zu. Insgesamt ist die Welt durch «1968» aber demokratischer, toleranter und weniger autoritär geworden – in der Schule, im Elternhaus, im Beruf, in der Armee. Deutlich fortgeschritten ist die Gleichstellung der Geschlechter: Die massgeblich von Männern geprägte und kontrollierte Lebens- und Arbeitswelt ist zwar nicht abgeschafft, aber die patriarchalische Macht wird infrage gestellt.

Gleichzeitig gab «1968» einer konservativen Gegenbewegung Antrieb, die sich die Methoden der 68er Bewegung aneignete: Sie bedient sich der Mittel politischer Provokation und Propaganda und mobilisiert durch soziale Bewegungen. Seither führt die Neue Rechte einen «culture war» – einen Kreuzzug gegen alles, was ihr progressiv erscheint. |G|

Weiterführende Literatur

Timothy Scott Brown: Sixties Europe. Cambridge 2020.
Ingrid Gilcher-Holtey: «Die Phantasie an die Macht». Mai 68 in Frankreich. Berlin 2016.
Christina von Hodenberg: Das andere Achtundsechzig. München 2018.
Gerd-Rainer Horn: The Spirit of '68. Oxford 2007.
George Katsiaficas: The Global Imagination of 1968. Revolution and Counterrevolution. Oakland 2018.
Damir Skenderovic und Christina Späti: Die 1968er-Jahre in der Schweiz. Baden 2012.
Brigitte Studer: 1968 und die Formung des feministischen Subjekts. Wien 2011.



Brigitte Studer, Jahrgang 1955, ist emeritierte Professorin für Schweizer und Neueste Allgemeine Geschichte der Universität Bern. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Geschlechtergeschichte, die Geschichte des Sozialstaats, die Geschichte von Nationalität und Bürgerrechten sowie die Geschichte des internationalen Kommunismus.

Illustration: Agata Marszalek

«Erstaunlich lange wurde Geld in Koffern exportiert»

Auf die Schweiz, Liechtenstein und Monaco folgten die Cayman Islands und die Bahamas: Die Historikerin Vanessa Ogle, Professorin an der Universität Yale, erforscht die Geschichte der Steueroasen.

Interview Lea Haller
Bild Sasha Maslov

NZZ Geschichte: **Frau Ogle, ab den 1980er Jahren wurden jährlich rund acht bis zehn Prozent der globalen Privatvermögen in Steueroasen versteckt und nicht versteuert. In jüngster Zeit ist diese Zahl deutlich gesunken. Was ist passiert?**
Vanessa Ogle: Der Anteil liegt heute noch bei etwa drei Prozent – eine Folge der Massnahmen zum automatischen Austausch von Bankinformationen. Drei Prozent sind immer noch bedeutend. Was die Zahl zudem nicht zeigt: Es gibt grosse regionale Unterschiede. Im globalen Süden ist der Prozentsatz sehr viel höher. Besonders rohstoffexportierende Länder, auch die ölexportierenden Golfstaaten, sind stark betroffen.

Was sind das für Leute, die ihre Vermögen vor dem Fiskus verstecken?
Es ist eine global vernetzte Elite, die sich das leisten kann. Vermögende Leute bezahlen Berater, die ihnen dabei helfen, diese Gelder aus dem Land zu schaffen. In vielen ärmeren Ländern des globalen Südens gibt es zwar – zumindest in der Theorie – Kontrollen, was den Export von Kapital betrifft. Aber die werden mithilfe von findigen Anwälten umgangen. Diese Anwälte und Bankiers sind selber überwiegend nicht im globalen Süden ansässig. Sie sind Teil einer globalen Steuervermeidungsindustrie.

Experten aus reichen Ländern erbringen im globalen Süden also Dienstleistungen zwecks Steuervermeidung. Angenommen, ich möchte Vermögen wegschaffen: Wie gehe ich vor?
Wenn Sie zu den «high-net-worth individuals» gehören, wie es im internationalen Jargon heisst, müssen Sie in der Regel gar nicht selber aktiv werden. Sie werden von jemandem kontaktiert, der die Rechtslage in Ihrem Land kennt und bereits andere Klienten vor Ort berät. Diese Anbieter gehen sehr aggressiv vor. Sie verteilen etwa Werbebroschüren an Leute, von denen sie vermuten, dass bei ihnen Interesse bestehen könnte. Man macht Ihnen also ein Angebot.



«Die Vorstellung, dass die Steuerhinterziehung umso geringer ist, je niedriger die Steuersätze sind, hat sich historisch nie bestätigt.» Vanessa Ogle im Lesesaal der Sterling Memorial Library an der Yale University, Oktober 2023.

Und wie geht es dann weiter?
Lange funktionierte es noch über einen physischen Transport von Banknoten. Geld wurde in diplomatischen Koffern oder in normalem Gepäck versteckt und über die Grenze gebracht. Das hat mich erstaunt, weil man denken könnte, dass diese Dinge mit dem Aufkommen des elektronischen Zahlungsverkehrs ab den 1970er, 1980er Jahren elektronisch abgewickelt wurden, doch das war nicht der Fall. In vielen Ländern des globalen Südens ist ausserdem Korruption ein Problem. Wer seinen Reichtum aus dem Land schaffen möchte, muss einfach hier und dort etwas Bestechungsgeld zahlen, und dann wird an den entsprechenden Stellen ein Auge zugedrückt.

Ist diese Steuervermeidungsindustrie ein Kind der neoliberalen Wende der 1980er Jahre?
Nein, das fängt viel früher an. Eine systematische Strategie, um Reichtum vor Steuern zu schützen, und eine entsprechende Serviceindustrie entstanden erstmals in den 1920er Jahren. Damals wurden in Europa und in Nordamerika progressive Einkommenssteuern eingeführt – als Reaktion auf den Ersten Weltkrieg, der langwierig und teuer war und von den Regierungen nicht mit konventionellen Mitteln bezahlt werden konnte. Einkommenssteuern waren nun deutlich höher als jemals zuvor, und sie waren erstmals progressiv, das heisst, Leute mit höheren Einkommen hatten einen höheren Steuersatz als solche mit niedrigeren Einkommen. In der Folge beschlossen sehr reiche Leute und grössere Konzerne, an diesem Gesellschaftsvertrag nicht teilzunehmen. Sie begannen, Schlupflöcher im nationalen Steuerrecht zu suchen – solche gab es in allen Steuergesetzgebungen. Und sie begannen, Geld in Steueroasen zu schaffen.

Das bedeutet, dass diese Steueroasen damals bereits existierten?
Neuere Forschungsresultate deuten darauf hin, dass es speziell in der Schweiz – aber auch in anderen Ländern – schon im ausgehenden 19. Jahrhundert Bankiers und Anwälte gab, die Leute im Bereich Vermögensverwaltung berieten und ihnen entsprechende Dienstleistungen anboten. Das heisst: Ja, die Dienstleister standen bereit. Aber der Erste Weltkrieg war ein Schwellenmoment, weil das Volumen und die Systematik dieser Industrie sich danach dramatisch veränderten.

In der Schweiz wurde das Bankgeheimnis mit dem Bankengesetz von 1934 institutionalisiert: Ab dann machte sich strafbar, wer Auskünfte über Kunden und Bankkonti erteilte. Das galt auch bei Steuerhinterziehung, die in der Schweiz im Gegensatz zum Steuerbetrug – also dem bewussten Fälschen von Dokumenten – nicht strafrechtlich geahndet wird.
Interessanterweise ist das etwas, was jüngere Steueroasen dann abkupferten. Sie schauten, wie es die Schweiz gemacht hatte, und übernahmen das – vorab eben die Kriminalisierung der Auskunftserteilung über Personendaten oder Konti. Die Verletzung des Bankgeheimnisses wurde auch in diesen Steueroasen vom zivilrechtlichen Delikt zum Kriminaldelikt.

Sie sprechen vom «Archipelago Capitalism», «Inselgruppenkapitalismus» – von einer Kette in der Regel kleinerer Territorien, die in dieser Steuervermeidungsindustrie tätig sind. Was sind das für Orte?
Die erste Generation von Steueroasen lag überwiegend in Europa. Die Schweiz gehörte dazu, auch Luxemburg, Liechtenstein, Monaco und die bri-

tischen Kanalinseln – mit ihnen entstand diese Industrie in den 1920er und 1930er Jahren. Es gab damals auch schon eine gewisse Aktivität auf den Bahamas in der Karibik, aber auf viel niedrigerem Niveau. In den 1950er, 1960er und 1970er Jahren expandierte das System dann, vor allem an Orte, die Beziehungen zum britischen Kolonialreich hatten. Die Bahamas wurden wichtig, auch die Cayman Islands, die British Virgin Islands und weitere kleine karibische Territorien, ausserdem Orte wie Hongkong oder Singapur. Es gab also eine Verschiebung der Geografie.

Wieso wurden ausgerechnet kleine Inseln wichtig?
Nehmen wir die Inselterritorien in der Karibik: Sie waren damals noch britische Kolonien, hatten aber ökonomische Schwierigkeiten. Die meisten bekamen ein bisschen Entwicklungshilfe vom britischen Staat, aber nicht genug, und Grossbritannien wollte diese Hilfszahlungen irgendwann auch stoppen. Die Lösung war vielerorts der Tourismus, der bewusst gefördert und über die Jahre immer bedeutender wurde. Gleichzeitig gab es findige Anwälte – und man muss die aktive Rolle dieser Serviceanbieter immer wieder betonen –, die sahen, dass diese Inselterritorien, eben weil sie ökonomisch nicht sehr entwickelt waren, steuerlich einen Sonderstatus behalten hatten. In den meisten gab es keine Steuern. Und wenn es Steuern gab, dann waren diese sehr niedrig und betrafen in der Regel nur wirtschaftliche Aktivitäten auf den Inseln selbst. Weil diese Territorien noch unter Kolonialherrschaft standen, lebte dort eine britische Politikerkaste – im Gegensatz zu grossen Kolonien eine überschaubar kleine Gruppe von Leuten –, und die Anwälte erkannten, dass sie diese Leute auf ihre Seite bringen konnten. Sie versprachen ihnen, dass sie vom Geschäftsmodell der Steuervermeidung selber profitieren würden, und brachten sie dazu, die nötigen Gesetze zu verabschieden – vom Bankgeheimnis bis zu einem speziellen Kartellrecht.

> «Die Regierung in London hätte die Steueroasen verhindern können. Aber das tat sie nicht, weil sie dort die wirtschaftliche Entwicklung fördern wollte.»

Wieso verhinderte die Regierung in London das nicht? Dort konnte man doch kein Interesse haben an einer solchen Industrie.
Die Regierung in London hätte theoretisch tatsächlich eingreifen und das verhindern können. Aber das tat sie nicht, eben weil sie besorgt war um die wirtschaftliche Entwicklung in diesen Territorien. Man sagte sich, dass dieses Geschäft für die Inseln wohl die einzige Möglichkeit sei, ausländische Investitionen anzuziehen. Man liess es also geschehen in der Meinung, den kleinen Überseeterritorien einen Gefallen zu tun und sich selber aus der Affäre ziehen zu können.

Dieses Ziel wurde ja erreicht, die Strategie ging also auf.
Die Frage ist, ob dank oder trotz der Steuervermeidungsindustrie. Bis heute macht der Tourismus in diesen Territorien den Grossteil der Einnahmen aus. Die Finanzindustrie ist weniger wichtig, hier fallen vor allem Gebühren für die Registrierung von Konzernen ins Gewicht. Und es gibt negative Effekte: Die Einkommens- und Vermögensunterschiede sind in diesen Steueroasen sehr gross. Die Gewinner sind vor allem reiche Expats, während

die lokale Bevölkerung nur sehr indirekt profitiert. Die Bilanz fällt also zumindest gemischt aus.

Die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg gelten als «Trente Glorieuses» des Wirtschaftsaufschwungs. Wieso weitete sich das System just dann aus?
Zum einen war das wiederum eine direkte Reaktion auf die stärkere Besteuerung: Die Nationalstaaten bauten in den 1950er und 1960er Jahren den Wohlfahrtsstaat aus und erhöhten die Steuersätze – worauf die Steuerzahler Wege suchten, um sich aus diesem Vertrag zu verabschieden. Zum anderen schuf man damals eine internationale Ordnung, die auf der Idee der nationalen Einzelwirtschaft beruhte. Zur Zeit des Goldstandards im 19. Jahrhundert und im frühen 20. Jahrhundert war Kapital relativ frei beweglich gewesen, aber in der Nachkriegszeit gab es in den meisten Ländern Kapitalverkehrskontrollen. Dieses System war von Anfang an undicht: Sowohl Steuerzahler als auch Bankiers, die im Währungs- und Geldmarkt arbeiteten, versuchten, die damit einhergehenden Beschränkungen und Regulierungen zu umgehen.

Das müssen Sie erklären: Weshalb wurden die Kapitalströme kontrolliert?
1944 trafen sich in Bretton Woods im amerikanischen Bundesstaat New Hampshire Delegierte aus fast allen damals unabhängigen Ländern der Welt, um eine neue, stabile Wirtschaftsordnung zu entwerfen. Dominiert wurde die Konferenz jedoch von den mächtigen Industriestaaten, allen voran von den USA. Folglich war die Wirtschaftsordnung, die man entwarf – das sogenannte Bretton-Woods-System – auf den Dollar fixiert, er wurde zur Leitwährung. Alle Länder, die Teil des Bretton-Woods-Systems wurden, banden ihre Währung an den Dollar, mit festen Wechselkursbandbreiten, und der Dollar hatte seinerseits einen festen Tauschwert in Gold. Damit wollte man Währungsmanipulationen verhindern – und jenes schädliche Auf- und Abwerten der nationalen Währungen, das die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise der frühen 1930er Jahre massiv verschärft hatte. Wenn ein Land aber einen festen Wechselkurs zum Dollar hat, muss es aufpassen, wie viel Kapital ins Land fliesst und wie viel abfliesst, denn die Kapitalmenge wirkt sich unmittelbar auf den Wechselkurs aus – der dann vom offiziellen Kurs abweichen konnte. Grosse Geldabflüsse konnten eine Währung destabilisieren.

Bei Steuervermeidung denkt man zuerst an die Banken: an Nummernkonti und diskrete Vermögensverwalter. Sie sprechen jedoch vor allem von Anwälten und von einer informellen Diplomatie.
Im Zeitalter der Dekolonialisierung spielte nochmals eine andere Gruppe von Akteuren eine grosse Rolle: eine Art Old-Boys-Netzwerk von britischen Kolonialbeamten, die sich innerhalb des britischen Imperiums von einer Kolonie zur nächsten bewegten. In einem Fall begann ein britischer Beamter seine Karriere in der Verwaltung der Kolonie Swasiland (heute Königreich Eswatini). Dann wechselte er in den Privatsektor, zu einer britischen Bank in Südafrika. Als es darum ging, seine Pension und den Erlös aus dem Verkauf seines Hauses in Swasiland in Sicherheit zu bringen, verbrachte er die Gelder in einen Trust der Barclays Bank auf den Bahamas. Die Verbindung zu dieser Bank kam durch einen alten Bekannten zustande, der Afrika inzwischen verlassen hatte und auf den Bahamas gelandet war. Er und andere Mitarbeiter der Barclays Bank warben über alte Seilschaften systematisch

Kunden in den britischen Kolonien an – Siedler und Geschäftsleute, die zur Zeit der Dekolonialisierung nervös wurden, was ihre Geschäftstätigkeit und ihr Vermögen anging.

Hatten sie in den britischen Kolonien in Afrika denn auch keine Steuern bezahlt?
Die karibischen Kolonien waren eine Ausnahme, in einigen von ihnen gab es wirklich gar keine direkten Steuern. In den anderen britischen Territorien, etwa in Kenya oder Südrhodesien, dem heutigen Simbabwe, gab es zwar Steuern – aber auf einem sehr niedrigen Niveau, weil die Wirtschaftsleistung nicht dieselbe war wie in Europa. Für die kolonisierte Bevölkerung waren diese Steuern immer noch hoch, für die weissen Siedler und Kolonialbeamten aber gering. Sie genossen einen Sonderstatus: Während im Mutterland die Besteuerung mit dem Ausbau des Wohlfahrtsstaats nach dem Zweiten Weltkrieg gestiegen war, zahlten sie weiterhin nur sehr wenig. Als die afrikanischen Länder dann unabhängig wurden, waren sie in keiner Weise daran interessiert, ihre Vermögen nach Grossbritannien zu bewegen.

> «Die Architekten der Offshore-Finanzplätze dachten global: Sie sahen zur Zeit des Kalten Kriegs Gelegenheiten, die andere nicht sehen konnten.»

Es gab also eine Nachfrage, und dafür wurde ein Angebot geschaffen. Man könnte von weitsichtigem Unternehmertum sprechen.
Tatsächlich war die kleine Gruppe von Leuten, die am Aufbau dieser Steuervermeidungsindustrie beteiligt war, sehr kosmopolitisch aufgestellt. Sie hatten während des Zweiten Weltkriegs international gearbeitet – nicht nur in der Kolonialverwaltung. Viele hatten Führungspositionen im Militär oder im britischen oder amerikanischen Geheimdienst und waren zu Beginn des Kalten Kriegs auf der Suche nach neuen Tätigkeiten. Weil sie global dachten, sahen sie Gelegenheiten, die andere nicht sehen konnten. In dem Moment, als die politischen Ungleichheiten des imperialen Zeitalters eingeebnet wurden und der Nationalstaat zur weltweit dominanten Staatsform wurde, erkannten sie, wie sich neue Formen von Rechtsungleichheit schaffen und nutzen liessen: Orte mit laschen Regulierungen, Billigflaggenländer, in denen Schiffseigner ihre Schiffe registrieren konnten, um das Arbeitsrecht oder sicherheitsrelevante Vorschriften zu umgehen, Offshore-Finanzmärkte und Sonderwirtschaftszonen. Sie wurden also unternehmerisch tätig. Und sie spielten ihr Wissen in die alten Netzwerke zurück. So erkannten amerikanische Geheimdienstler etwa, dass sich Steueroasen wie die Bahamas für die Finanzierung von verdeckten Operationen in Kuba nutzen liessen. Wenn dann etwas schiefging, konnte man sagen: Wir sind nicht verantwortlich, das wurde nie offiziell angeordnet. Aber natürlich müssen auch verdeckt operierende Geheimdienstmitarbeiter entlöhnt werden, und das geschah dann eben über anonyme Offshore-Konti.

Steueroasen dienen also nicht nur der Steuerhinterziehung?
Nein, sie dienen dem Umgehen des Rechts im Allgemeinen. Etwa der Flucht vor Strafverfolgung. Von Anfang an dienten sie auch dem organisierten Verbrechen. Auf den Bahamas begann das bereits in den 1930er Jahren, als sich die amerikanische Mafia dort etablierte. In den 1960er

Jahren eröffnete sie das erste Kasino auf den Bahamas. Es wurde von einer Mantelgesellschaft geführt, mit einem unverdächtigen Frontmann, aber dahinter stand die Mafia mit ihren engen Beziehungen zu Las Vegas. Sie nutzte es, um Gelder zu waschen, die sie anschliessend auf Schweizer Firmenkonti verschob. 1967 publizierte ein investigativer Journalist im Magazin *Time Life* eine Artikelserie zu diesem Geschäftsmodell. Einer der Artikel zeigt einen Schweizer Staatsbürger, der mit einem schweren Koffer in Philadelphia ein Flugzeug nach Zürich besteigt – den «Koffermann», der im Auftrag der amerikanischen Mafia zwischen den Bahamas und der Schweiz unterwegs war.

Sie haben erläutert, weshalb westliche Regierungen den Aufbau dieser Steuervermeidungsindustrie toleriert haben. Aber wieso hat man nicht spätestens in den 1970er, 1980er Jahren, als die negativen Effekte offensichtlich waren, die Handbremse gezogen und sie wieder abgeschafft?
Es passierte gerade das Gegenteil: Sie weitete sich aus, von den Inseln aufs Festland. In den 1980er Jahren änderte sich die Haltung gegenüber Steuern grundsätzlich. In vielen Ländern reduzierte man die Steuersätze für Unternehmen und für reiche Steuerzahler. Es begann eine Art Wettlauf um den niedrigsten Körperschaftssteuersatz, ein «race to the bottom». Die Länder traten in einen Konkurrenzkampf ein, in der Meinung, dass der Gewinner dieses Wettlaufs ausländische Unternehmen anziehen wird und verhindern kann, dass inländische Unternehmen abwandern. Auch im Bankensektor wurden die Spielregeln angepasst: In den USA setzten sich die Regulatoren hin und entschieden, den amerikanischen Banken in New York zu erlauben, ihre Geschäfte künftig unter ähnlichen Bedingungen zu tätigen wie die Banken in Steueroasen, also etwa mit reduzierten Mindestreserveanforderungen. Ein weiteres Beispiel ist die Schifffahrtsindustrie. Die traditionellen Reedereien in Ländern wie Grossbritannien, Deutschland oder Norwegen standen damals unter beträchtlichem Druck, durch die Konkurrenz in Asien und eine allgemein schwierige Wirtschaftslage. Um zu verhindern, dass sie ihre Schiffe ausflaggten, also in Billigflaggenländern registrierten, schuf man in diesen Ländern Zweitregister unter separatem Recht, mit ähnlichen Vorteilen wie in einem Billigflaggenland. Reeder konnten damit weiterhin unter deutscher Flagge fahren, aber zum Beispiel Crews aus den Philippinen oder Bangladesh anheuern, zu weit geringeren Kosten, als sie für einheimische Matrosen angefallen wären.

Hat sich dieser «Wettlauf nach unten» für die Staaten ausgezahlt?
Die Vorstellung, dass die Steuerhinterziehung umso geringer ist, je niedriger die Steuersätze sind, hat sich historisch nie bestätigt. In den 1960er und 1970er Jahren, als die Steuersätze grundsätzlich noch höher waren, gab es zwar einen beträchtlichen Abfluss von Kapital in Steueroasen. Aber in den 1980er Jahren, als die westlichen Länder die Steuersätze massiv senkten, explodierte diese Steuerflucht regelrecht – was gemäss der Logik des niedrigen Steuersatzes nicht hätte passieren dürfen.

Heute versucht man Gegenmassnahmen zu ergreifen und einen globalen Minimalsteuersatz durchzusetzen.
Die jüngsten Bemühungen der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), einen globalen Minimalsteuersatz

zu implementieren, folgen tatsächlich einer ganz anderen Logik. Das Grundprinzip lautet: Wenn deine Firma eine Tochterfirma in einer Steueroase hat, die zwar selber keine relevante Geschäftstätigkeit aufweist, an die aber über Verrechnungspreise – das sogenannte Transfer-Pricing – namhafte Einkünfte des Konzerns fliessen, die anschliessend mit einem Steuersatz besteuert werden, der unter dem globalen Minimalsteuersatz liegt, dann wird die Steuer auf diesen Minimalsatz angehoben.

Bedeutet das nun das Ende dieses Wirtschaftszweigs?
Leider ist das Schicksal der OECD-Initiative zurzeit nicht klar. Die EU-Mitgliedstaaten haben sich auf eine Mindeststeuer geeinigt, auch die Schweiz zieht mit. Unter den gegenwärtigen politischen Bedingungen ist es aber fraglich, ob die Reform in den USA umgesetzt wird. Zudem muss man festhalten, dass der globale Minimalsteuersatz von fünfzehn Prozent natürlich sehr tief angesetzt ist – verglichen mit den Unternehmenssteuersätzen um die Mitte des 20. Jahrhunderts, die in den meisten westlichen Ländern um die vierzig, zuweilen gar fünfzig Prozent lagen. Auch wenn alles nach Plan läuft, werden multinationale Unternehmen weiterhin auf Steueroasen zurückgreifen, weil diese eben nicht nur der Steuervermeidung dienen, sondern weitere Vorteile bieten, etwa bei den Konditionen für Kredite oder durch eine Anonymität der Eigentumsverhältnisse, die es Konzernen zum Beispiel ermöglicht, Umweltschutzvorschriften zu umgehen.

In der Schweiz ist das Bankgeheimnis in seiner ursprünglichen Form passé, es gibt unterdessen mit vielen Ländern einen automatischen Informationsaustausch. Offenbar besteht ein Konsens, dass gewisse Dinge nicht mehr statthaft sind.
Dafür sorgten wesentlich die USA. Der Meinungsumschwung folgte nach den Anschlägen von 9/11: Man fürchtete, dass Terroristen die Anonymitätsbestimmungen von Steueroasen ausnutzen, so wie das Kriminelle seit je gemacht haben.

Die Steuervermeidungspraxis änderte sich also immer im Zuge grosser geopolitischer Ereignisse: mit den beiden Weltkriegen, mit der Dekolonialisierung, mit dem globalen Terrorismus …
Wirtschaftswissenschafter sehen die Besteuerung oft aus einer rein technischen Perspektive. Aber wenn man die historische Entwicklung anschaut, sieht man, dass Steuersysteme hochpolitisch sind. Sie reagieren sehr empfindlich auf veränderte äussere Bedingungen. Man muss sich Besteuerung als etwas vorstellen, das immer eingebettet ist in grössere soziale und politische Kontexte. Nur so versteht man auch das Phänomen der Steuerflucht. |G|

Vanessa Ogle
ist Professorin für Geschichte an der Yale University in New Haven, Connecticut. In Hamburg geboren, ging sie nach dem Studium in die USA, promovierte an der Harvard University mit einer Arbeit zur Geschichte der Zeit und unterrichtete anschliessend in Philadelphia und Berkeley, bevor sie an die Universität Yale berufen wurde. 2015 erschien von ihr *The Global Transformation of Time* (Harvard University Press). Zurzeit arbeitet sie an einem Buch zur Geschichte der Steueroasen: *Archipelago Capitalism. A History of the Offshore World, 1920s–1980s.*

Lea Haller
ist Redaktionsleiterin von *NZZ Geschichte.*
lea.haller@nzz.ch

Handschuh

Es sind die Hände, die von den Strapazen körperlicher Arbeit erzählen. Und es sind die Handschuhe, die diese Spuren verbergen. Darum waren sie in den besseren Kreisen der Gesellschaft früher so wichtig.

Text Christoph Ribbat **Bild** Andrea Ventura

Der taubblinde Erfinder streckte seine Hand aus. Sie steckte in einem Baumwollhandschuh. Auf dem Daumen standen die Lettern A, B, C, D und E. Auf den Fingern und in der Handfläche verteilten sich die anderen Buchstaben des Alphabets. Als Kind hatte er sein Augenlicht verloren, James Morrison Heady aus Kentucky, und als Erwachsener sein Gehör. Im Jahr 1870 hatte er dann den «talking glove» entwickelt. Sein Gesprächspartner nahm Headys Hand in seine, drückte die Buchstaben auf dem Handschuh, schrieb so Wörter und Sätze. Und Heady spürte sie.

Ob für Sehende oder Nicht-Sehende, Hörende oder Nicht-Hörende: Der Handschuh hat nie nur gewärmt oder beim Arbeiten geschützt. Er war immer auch ein Kommunikationsinstrument. Dafür musste er nicht einmal mit Buchstaben gemustert sein. Er sprach seine eigene Sprache.

Schon im Jahr 960 legte etwa in Mainz ein später weit verbreitetes Regelwerk fest, welche Botschaften diese Textilien aussenden sollten: Sie zeigten den Status in der Kirchenhierarchie an. Die Ordnung bestimmte, wer die Heilige Messe mit Handschuhen abhalten durfte (Papst, Kardinäle, Bischöfe) und wer mit nackten Fingern dastehen musste (Priesterpöbel). Kaum überraschend, dass die Exemplare an den Würdenträgerhänden nicht allzu schlicht wirkten. Sie waren mit Gold und Silber bestickt. Und den Bischofsring trug man als Gottesdiener natürlich über dem Stoff und nicht darunter.

Auch europäische Könige wählten für ihre Extremitäten nicht Selbstgestricktes, sondern Seide, mit Juwelen verziert. Wie viel die prunkvollen Objekte über die Persönlichkeit des jeweiligen Herrschers aussagten, demonstriert, dass sich Kaiser um das Jahr 1000 mit ihnen zusammen begraben liessen. Es handelt sich um eine Entscheidung, die eigentlich nur bei heutigen Fussballtorhütern vorstellbar ist. Aber schon Tutanchamun hatte seine Handschuhe 1323 vor Christus mit in die Pyramide genommen.

Unter den Lebenden des Mittelalters sprachen die Utensilien am deutlichsten, wenn sie in emotionalen Aufwallungen zu Boden geworfen wurden. Auch wenn der Begriff «Fehdehand-



schuh» erst später aufkam: Zielte ein zorniger Mann mit seinem Fingerschutz vor die Füsse eines anderen, war ein Duell angezeigt. Schmiss ihn eine heiratsfähige Frau in die grobe Richtung eines potenziellen Partners, signalisierte das die umgekehrten Absichten.

Ein deutscher Dichter rechnete 1797 mit dieser Ära ab: Friedrich Schiller, und zwar in der Ballade *Der Handschuh*. Ein Fräulein Kunigunde, Königstochter, lässt das titelgebende Stoffstück in ein gerade ziemlich belebtes Raubtiergehege fallen. Ritter Delorges, ihr Verehrer, soll es zurückholen und so seine Liebe beweisen. Schiller reimte Zeilen wie «Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger» und «Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger». Aber sein Gedicht handelte weniger von der Courage des Ritters als von Kunigundes Charakterdefiziten.

Nach dieser Klassikerlektüre könnte man also vermuten, dass das neue Zeitalter von Aufklärung und Bürgerlichkeit auch das Ende von Pomp und Koketterie bedeutete. Und dass Handschuhe wirklich nur noch Handschuhe waren und kein Fetisch mehr, kein Statussymbol. Es kam jedoch anders.

Insbesondere in der britischen Klassengesellschaft wurden die Accessoires im 19. Jahrhundert zu unabdingbaren Instrumenten der Selbstdarstellung. Echte Gentlemen wechselten sie bis zu sechsmal am Tag. In Gesellschaft anderer Männer galten blosse Hände als unproblematisch, in gemischten Gruppen als bedenklich. Man trug viel Ziegenleder. Und die Haut von Ziegenbabys, getötet, bevor sie je Gras genossen hatten? Sie fand man besonders schön.

Für die englische Dame hatten Handschuhe eine noch grössere Bedeutung. Einerseits waren sie Symbole der Tugendhaftigkeit. Auf der Strasse, im Theater, in der Kirche: Nie blieben Finger nackt. Damit hätte man andere Formen der Entblössung assoziiert. Tagsüber trug die vornehme Britin kurz, lang am Abend. War es denkbar, sie auszuziehen? Beim Tee mit Freundinnen: ja. Beim Gartenspaziergang mit einem Verehrer: vielleicht. Im Zweifel jedoch: nein.

Die Historikerin Ariel Beaujot erklärt, was sich hinter dem Kult verbarg. Im viktorianischen England wurde ständig über das Aussehen weiblicher Hände nachgedacht. An ihnen zeigte sich der wahre soziale Status. Wer wirtschaftlich erfolgreich war, konnte sich genug Dienstboten leisten und brauchte im Haushalt buchstäblich keinen Handgriff mehr selbst tun. Finger mussten daher zeigen, dass ihre Besitzerin auch wirklich ein Leben im Müssiggang führte. Sie durften nicht zu muskulös sein, nicht zu breit, nicht zu rau. Willkommener Nebeneffekt eng anliegender Handschuhmodelle: Sie liessen auch etwas umfangreichere Mittelschichtspfoten schmal und so vermeintlich aristokratisch wirken.

Eine konkrete Funktion hatten die Kleidungsstücke tatsächlich. Sie schützen die Haut vor Sonnenstrahlen. Aber auch das diente der Selbstinszenierung. Grösstmögliche Handhelligkeit galt als unbedingt erstrebenswert. Eine echte Lady sollte mit keinem körperlichen Detail wettergegerbten Bäuerinnen ähneln – und auch nicht den Millionen kolonialer Subjekte, die der alles durchdringende Rassismus der Zeit als nicht-weiss kategorisierte. Ein schwarzes Teeservice verkaufte sich in dieser Epoche ganz hervorragend, weil es die Finger im Kontrast zu den Tässchen besonders blass aussehen liess.

Das Aufkommen moderner Sportarten sorgte dann zwar für Schwierigkeiten. Was, wenn die junge Dame den ganzen Sommer mit Tennisspielen verbracht hatte? Sie kam, ein echtes Problem, mit sonnengebräunten Unterarmen zurück zur Herbstsaison der Bälle und Diners. Aber dauernd getragene Extremitätenbekleidung konnte ihren Ruf vielleicht noch retten.

Gerettet wurden nicht: die Ziegen in der Region Rhône-Alpes und Umgebung. Betriebe in Grenoble waren die Hauptexporteure von Handschuhen für das Vereinigte Königreich. In den 1830er Jahren hatte dort ein Tüftler namens Xavier Jouvien eine Vielzahl menschlicher Glieder untersucht (an den Patienten örtlicher Krankenhäuser hatte er sie gefunden). Aus seinen Messungen hatte er ein System von Handformen und -grössen entwickelt und schliesslich die «Eiserne Hand». Das war, Reaktionäre werden enttäuscht sein, weder ein pädagogisches noch ein politisches Programm, sondern ein Werk-

zeug, das mehrere Exemplare gleichzeitig ausstanzen konnte. Sie mussten nun nicht mehr einzeln geschneidert werden, sondern wurden massenproduziert: feine französische Ziegenlederhandschuhe.

Man benötigte acht Geisslein, um sechs Paar herzustellen. Die Expertin Anne Green folgert aus lokalen Statistiken: Allein im Jahr 1851 mussten mehr als zweieinhalb Millionen Ziegen ihr Leben lassen, um die Nachfrage zu bedienen. Und zur Behandlung des Leders verwendete man fast vier Millionen Hühnereier jährlich. Aus dem britischen Vornehmheitskleinklein resultierte eine ökologische Katastrophe.

Für Ziegen, Hühner und halbwegs vernünftige Menschen war es daher ziemlich erleichternd, dass der Handschuh im 20. Jahrhundert an Bedeutung verlor. Noch einmal glamourös machte ihn ein junger Amerikaner aus der Industriestadt Gary, Indiana, das achte von zehn Kindern eines Kranführers und einer Verkäuferin. Im Jahr 1983 trat er erstmals mit einem – nur einem – mit Strasssteinen dekorierten Exemplar auf eine Bühne. Doch es war wohl Michael Jacksons atemberaubende Musik, die ihn zu einem der grössten Entertainer seiner Zeit werden liess, nicht das funkelnde Etwas an seinen Fingern.

Eine andere Geschichte geht aber weiter: die des «talking glove» mit Buchstabenmuster. Generationen von Fachleuten haben James Morrison Headys Idee aufgenommen. Ende des 19. Jahrhunderts präsentierte der Amerikaner William Terry eine Version, die die Schriftzeichen effizienter auf den Stofffingern verteilte. 1950 schuf der geniale Kybernetiker Norbert Wiener ein elektronisches Modell für die taubblinde Autorin Helen Keller (es funktionierte nicht besonders gut). Wiederum rund sechzig Jahre später erfand ein Team von ukrainischen Studierenden die «Enable Talk Gloves». Eine Person, die Gebärdensprache benutzt, zieht sie sich an die Hände – und die Sensoren darin senden die Gesten verdatet an ein Smartphone. Dieses übersetzt sie in Schrift: für einen Gesprächspartner, der Gebärdensprache nicht versteht.

Der Handschuh hört nicht auf zu kommunizieren. |G|



Christoph Ribbat, Jahrgang 1968, ist Professor für Amerikanistik in Paderborn. 2011 erschien von ihm im Steiner-Verlag *Flackernde Moderne. Die Geschichte des Neonlichts.* Bei Suhrkamp folgten: *Im Restaurant* (2016), *Deutschland für eine Saison* (2017) und *Die Atemlehrerin* (2020). Zuletzt erschien *Wie die Queen,* eine Biografie der deutsch-jüdischen Emigrantin Ilse Gross, die in England unter dem Namen Kathrine Talbot zur Erfolgsautorin wurde (Insel-Verlag 2022).

Weiterführende Literatur

Ariel Beaujot: Victorian Fashion Accessories. London 2012.
Inez Florschütz: Mehr als ein Mode-Accessoire. Der Handschuh. Offenbach 2022.
Anne Green. Gloves. An Intimate History. London 2021.
Mara Mills: On Disability and Cybernetics. Helen Keller, Norbert Wiener, and the hearing glove, in: Differences. A Journal of Feminist Cultural Studies 22 (2011), Nr. 2/3, S. 74–111.
Mike Redwood. Gloves and Glove-making. London 2016.

Der Autor dankt Natalie Ungar (Deutsches Ledermuseum Offenbach) und Anne Green (King's College London).

Illustration: Agata Marszalek

sgsw

Publireportage

Kehrichtheizkraftwerk (KHK) in St.Gallen

Ein neues Energiesystem entsteht

Für die Stadt St.Gallen stellt die Sektorenkopplung eine technische Herkulesaufgabe dar. Damit sie gelingt, braucht es ein neues Mindset und das Zusammenspiel aller Akteure und Technologien.

Strom, Wärme, Mobilität: Das Energiekonzept 2050 der Stadt St.Gallen setzt auf die sogenannte «Netztrilogie». Durch die Kopplung dieser Sektoren entsteht ein virtuelles Kraftwerk für die Stadt St.Gallen. An diesem arbeiten die St.Galler Stadtwerke seit mehreren Jahren. Damit das Vorhaben gelingt, die Energieversorgung auch für die Generationen nach uns sicherzustellen, gilt es vor allem, unsere Scheuklappen abzustreifen. Die Technologien sind nämlich da. Wir müssen sie nur sinnvoll zusammenfügen zu einem flexiblen, intelligenten und robusten Energiesystem.

Sektorenkopplung: Übergreifende Zusammenarbeit

Der Begriff «Sektorenkopplung» – oft auch als «Netzkonvergenz» bezeichnet – bedeutet, die wichtigsten Sektoren der Energienutzung intelligent miteinander zu verbinden. So entsteht ein integriertes Energiesystem über verschiedene Infrastrukturen hinweg.

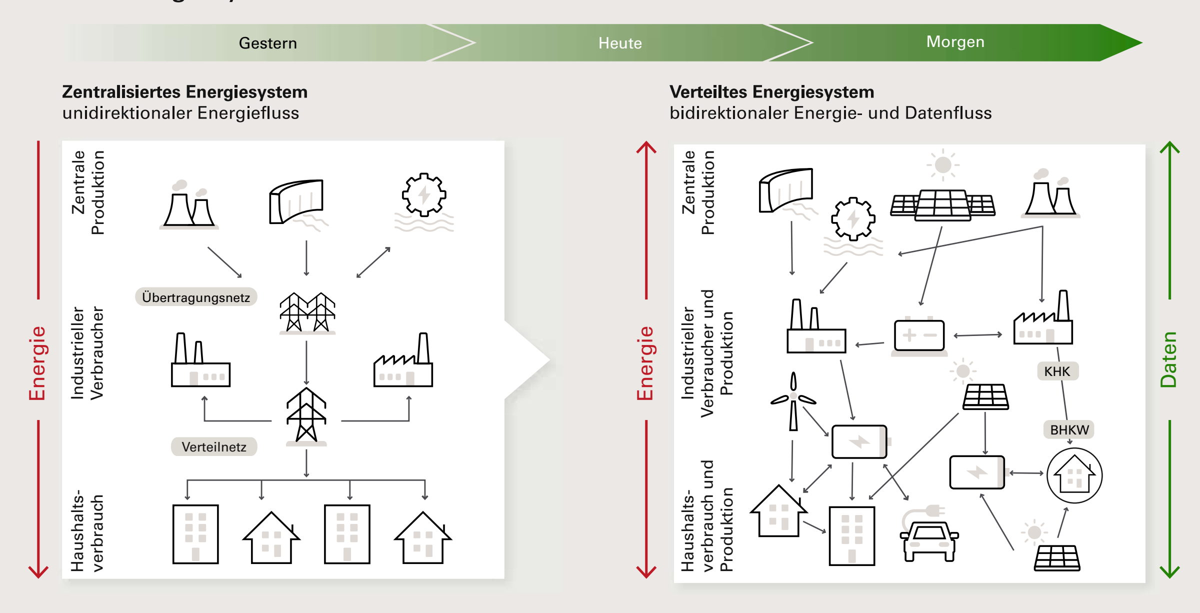
Dafür braucht es Energiespeicher und Energiewandler: Aus Strom entsteht speicherbares Gas, das bei Bedarf wieder zu Strom wird. Oder Wärme zu Strom und umgekehrt. Bestehende Leitungsnetze wachsen so zusammen. Die Technologien dazu sind bereits vorhanden, insbesondere Wärme-Kraft-Kopplung, Power-to-X und Vehicle-to-X.

Ein solches smartes Energiesystem entsteht nun in St.Gallen. Grundlage dafür ist das städtische Energiekonzept 2050 mit seinen mehr als 150 technisch machbaren und wirtschaftlich realisierbaren Massnahmen. Im Verbrauchssektor Wärme zum Beispiel steht die energetische Optimierung des St.Galler Gebäudeparks im Vordergrund, dazu der sukzessive Ausbau der Fernwärme. Wo dieser topografisch nicht realisierbar ist, auf den Hügelzügen und im Westen der Stadt, kommen Wärmepumpen und WKK-Anlagen zum Zug, wofür auch Nahwärme-Netze erstellt werden. Öl-, Gas- und Elektrospeicherheizungen soll es bis ins Jahr 2050 nicht mehr geben.

Schrittweiser Aufbau

Der Ausbau in Richtung Sektorenkopplung erfordert Investitionen in Netze und er benötigt Zeit, denn er stellt die St.Galler Stadtwerke vor zunehmend komplexe Aufgaben. So wird beispielsweise bis zum Jahr 2035 die Spannung im Mittelspannungsnetz sukzessive von 10 auf 20 Kilovolt erhöht. Denn mit

Energiesystem im Wandel



→ **St.Gallen strebt eine systemische Optimierung der Energieflüsse und -lasten an und berücksichtigt dabei zentrale und dezentrale Erzeuger und Verbraucher sowie das Zusammenspiel der verschiedenen Energiesektoren.**

dem künftigen Zusammenspiel von zentraler und dezentraler Produktion, einer zunehmenden Anzahl von Wärmepumpen und durch die E-Mobilität verdoppelt sich die maximale Netzlast in der Stadt St.Gallen von 95 auf 180 Megawatt.

Die Entwicklung in allen Bereichen zielt auf die Realisierung eines «virtuellen Kraftwerks» ab. Alle Produktions- und Verbrauchsanlagen in St.Gallen werden dabei als energetisches Gesamtsystem betrachtet, Energieflüsse gezielt gesteuert. Dazu benötigen wir eine IT-Infrastruktur, das Glasfasernetz als Übertragungsmedium sowie Daten.

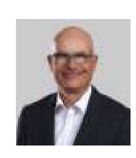


Fernwärmezentrale Lukasmühle in St.Gallen

Unser Ziel ist ein holistisches Energiesystem, das so robust bleibt wie das heutige, mit unterschiedlichen Energien aus verschiedenen lokalen Produktionsstätten umgehen kann, technologieoffen konzipiert ist und Platz lässt für Innovationen. Damit erreichen wir einen nachhaltigen Effekt für Mensch und Umwelt.

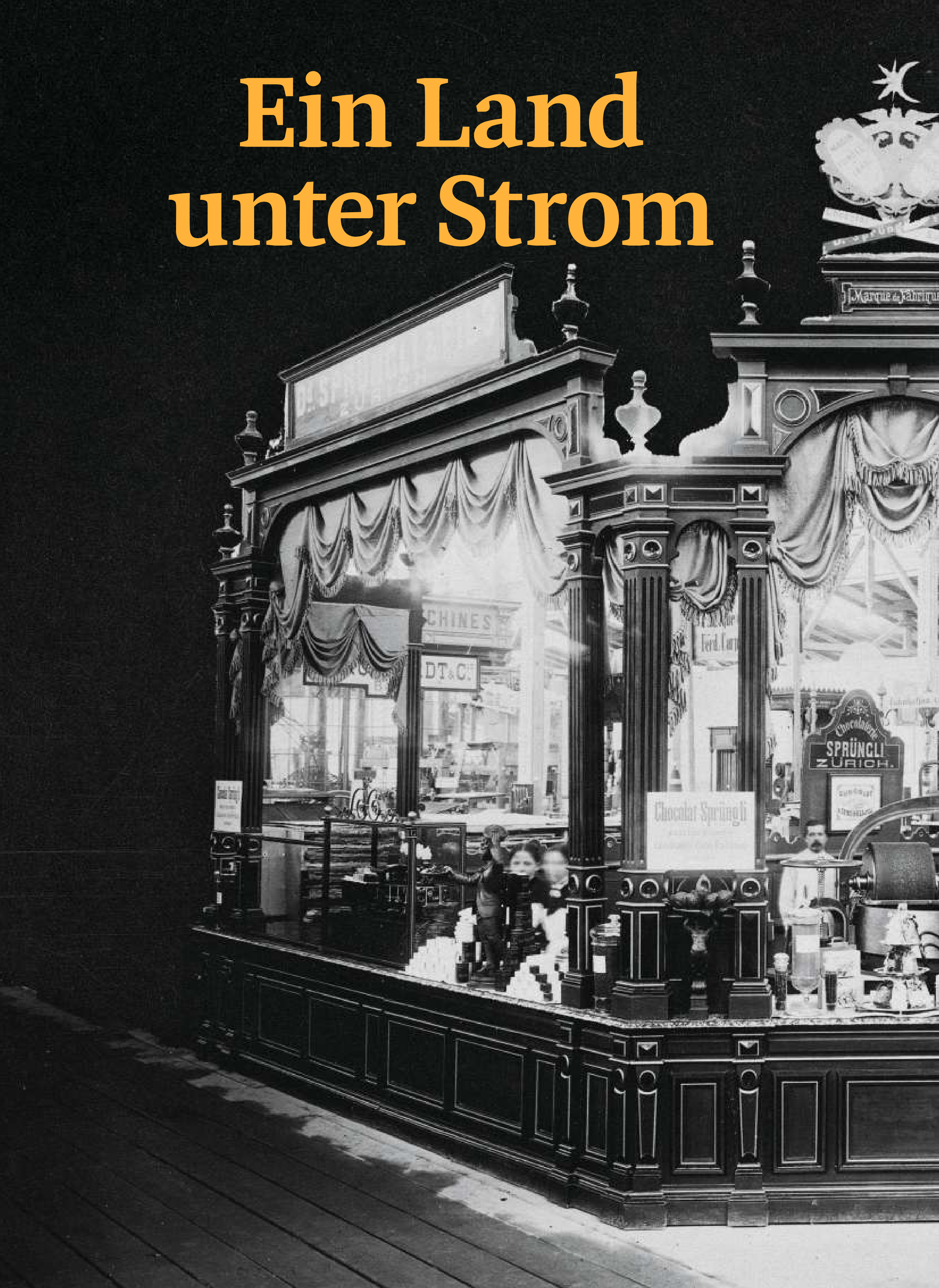
Dafür braucht es ein neues Mindset und eine energiepolitische Vision, die das Gesamtsystem im Blick behält: Wir werden spätestens bis zum Jahr 2050 CO_2-neutral werden. Das gelingt uns nur gemeinsam, indem wir den systemischen Ansatz des Energiekonzepts 2050 der Stadt St.Gallen systematisch umsetzen.

Marco Letta
Unternehmensleiter
St.Galler Stadtwerke



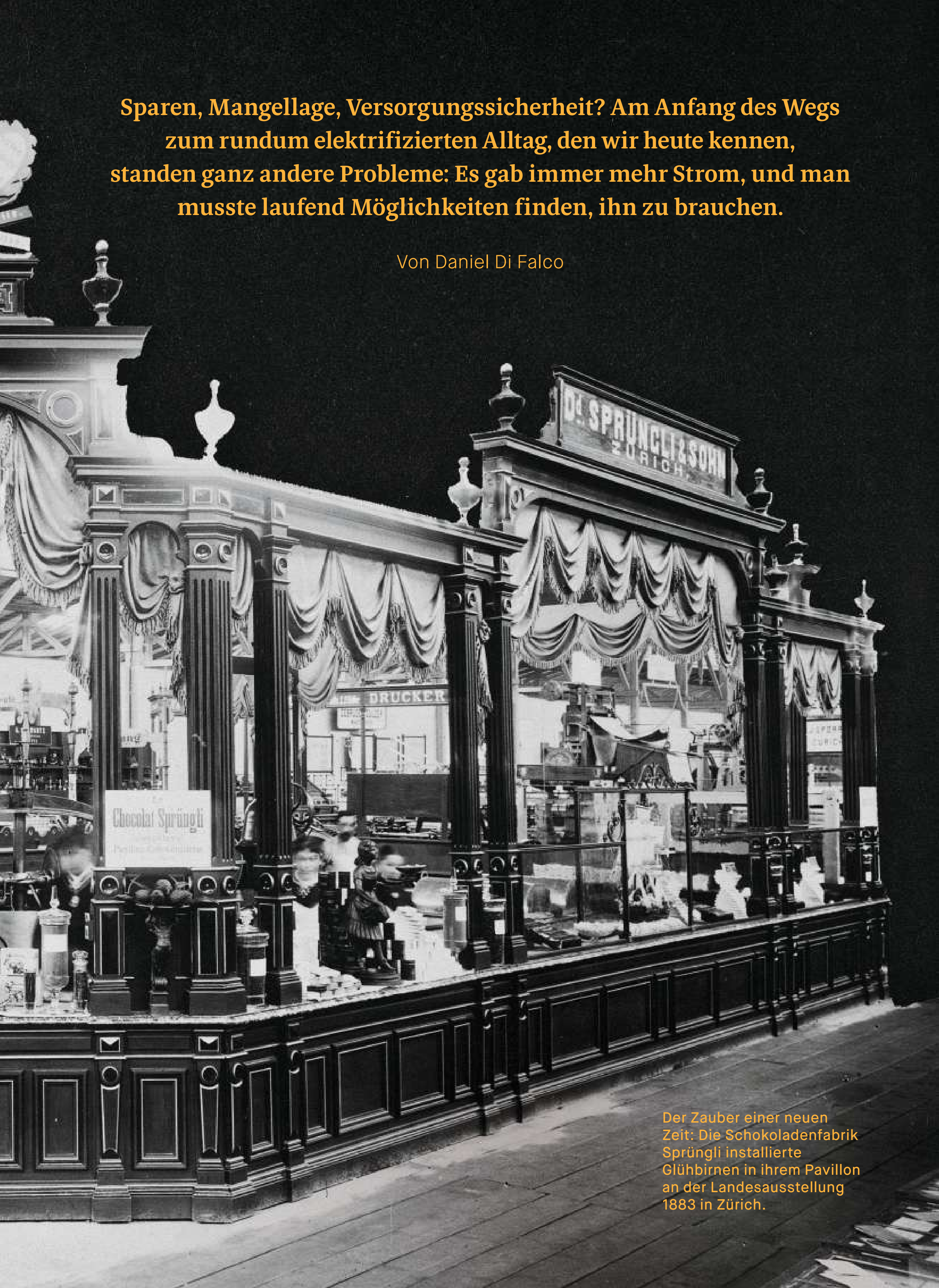
ELEKTRIZITÄT

Ein Land unter Strom



Sparen, Mangellage, Versorgungssicherheit? Am Anfang des Wegs zum rundum elektrifizierten Alltag, den wir heute kennen, standen ganz andere Probleme: Es gab immer mehr Strom, und man musste laufend Möglichkeiten finden, ihn zu brauchen.

Von Daniel Di Falco



Der Zauber einer neuen Zeit: Die Schokoladenfabrik Sprüngli installierte Glühbirnen in ihrem Pavillon an der Landesausstellung 1883 in Zürich.

Es war Winter, und der riesige Saal im Moskauer Bolschoi-Theater war kaum zu heizen. Darum sassen sie mit Mänteln und Mützen da, die über zweitausend Deputierten, die hier im Dezember 1920 zum Achten Gesamtrussischen Sowjetkongress zusammenkamen. Auf der Bühne stand Wladimir Iljitsch Lenin, der höchste Mann im neuen Staat, und erklärte, wieso es in Russland ohne elektrischen Strom keine kommunistische Gesellschaft geben könne: «Kürzlich bot sich mir Gelegenheit, im Kreis Wolokolamsk einem Bauernfest beizuwohnen. Dort hatten die Bauern elektrische Beleuchtung erhalten. Es wurde eine Kundgebung im Freien veranstaltet, und ein Bauer hielt eine Rede, in der er dieses Ereignis begrüsste. Er sagte: Wir lebten in Finsternis, und nun ist bei uns ein Licht aufgegangen.»

Von Jahrtausenden sprach Lenin, Jahrtausenden der Finsternis, der Unterdrückung und des Hungers. Der Kommunismus sollte die Massen befreien – und jede Glühbirne, die irgendwo in einer russischen Stube in die Fassung gedreht wurde, war ein Schritt dorthin. «Wir müssen es so weit bringen, dass jedes Kraftwerk, das wir bauen, zu einer Stätte der Aufklärung wird.»

Strom war nie einfach nur Strom. Und Licht erst recht nicht. In Paris wurden einige der ersten Versuche mit elektrischer Beleuchtung um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Place de la Concorde angestellt – dort, wo schon die Französische Revolution triumphiert hatte. Jetzt war es die Elektrizität, die von der Erhellung der Menschheit kündete, vom Anbruch einer neuen Zeit. «Die Zukunft gehört der Elektrizität. Diese wird uns leuchten», schrieb die *Berliner Zeitung* 1881. Auf den Plakaten der Elektroindustrie sah man Halbgöttinnen, die mit wehenden Gewändern vom Himmel kamen, eine elektrische Lampe triumphierend in der Hand, um den Fortschritt und die Wahrheit auf die Erde zu bringen.

Die Magie der Elektrizität reichte bis ins Moskauer Bolschoi-Theater. Hier präsentierte Lenin in jenem Dezember 1920 das Projekt für ein landesweites Stromnetz, und dabei stellte er auch die Formel auf, die legendär wurde: «Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung.» Das war nicht nur sinnbildlich gemeint. Der Strom sollte eine forcierte Industrialisierung möglich machen und damit auch die Beseitigung der alten Produktions- und Besitzverhältnisse. Den Bürgerkrieg hatte man gewonnen, doch damit war laut Lenin die Gefahr nicht vorbei, «dass die Kapitalisten zurückkehren». Deren Herrschaft beruhe auf den kleinbäuerlichen Zuständen in Russland, und «um diesem Feind den Boden zu entziehen, gibt es nur ein Mittel: die Wirtschaft des Landes, auch die Landwirtschaft, auf eine neue Grundlage, auf die technologische Grundlage der modernen Grossproduktion zu stellen. Eine solche Grundlage bildet nur die Elektrizität.»

Davon, dass man Strom nicht essen kann, sprach Lenin nicht. Und dass Russland binnen zwei Jahrzehnten mehr Elektrizität produzieren würde, als es verbrauchen konnte, wusste damals keiner. Auf die Rede folgte «stürmischer, nicht enden wollender Beifall», wie es in Lenins *Werken* heisst. Den gab es auch, als ein Ingenieur auf der Bühne eine Landkarte präsentierte. Schterowka, Lissitschansk, Alexandrowsk und all die anderen – für jedes der 27 geplanten Kraftwerke leuchtete eine Birne auf. Dafür hatte man andere Generatoren in Moskau abschalten müssen, doch die Techniker hatten richtig kalkuliert. «Die Karte funkelte in vielen Lichtern. Der Kongress dröhnte», berichtete ein sowjetischer Journalist.

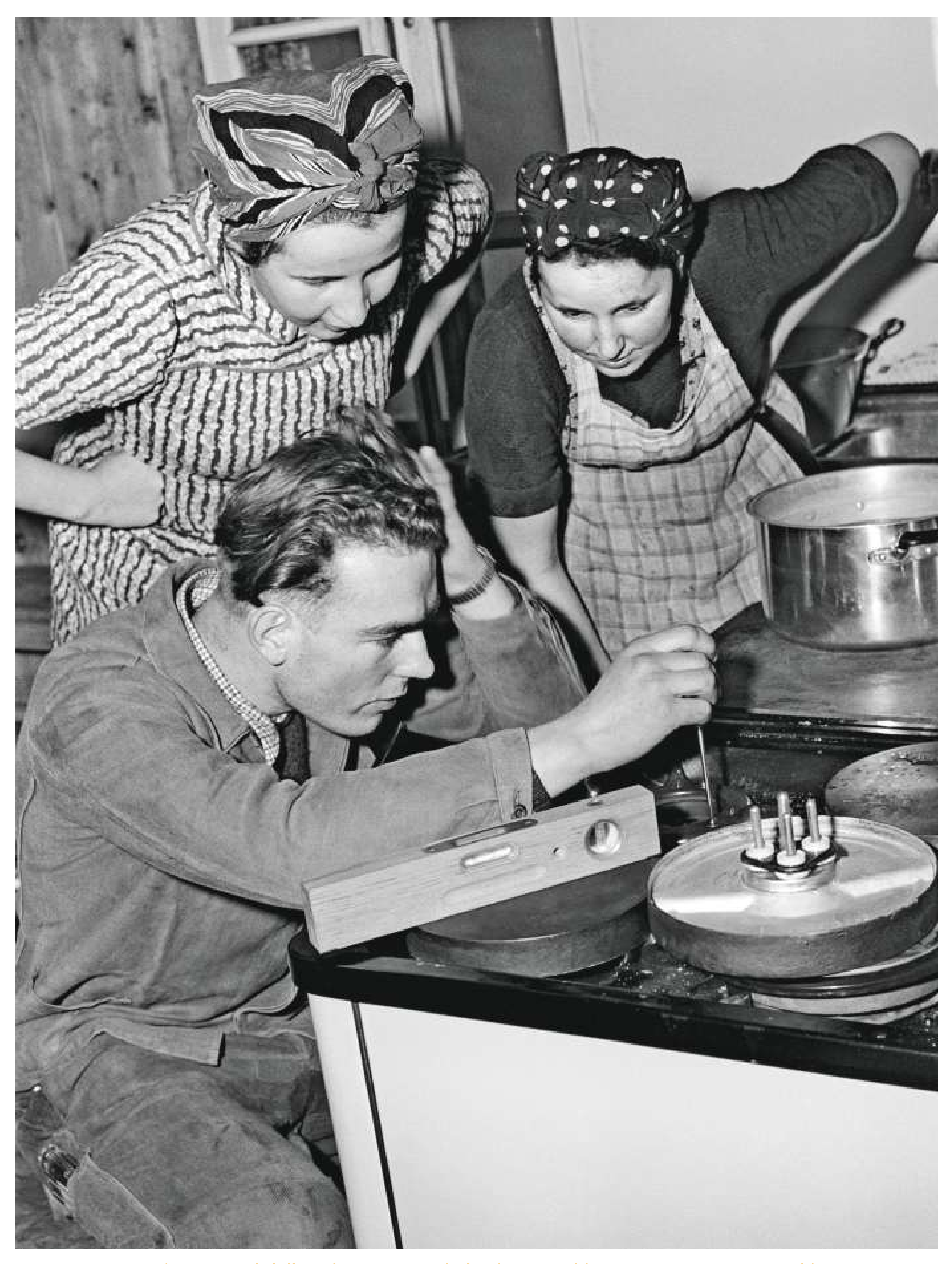
Der elektrische Kommunismus zeigt eines drastisch: Fortschritt macht sich nicht von selbst. Eine neue Technologie mag technisch noch so überzeugend sein, noch so innovativ und vorteilhaft – das reicht nicht, damit sie sich durchsetzt. Dafür braucht es politische Projekte, kulturelle Botschaften, ökonomische Bedingungen, einen gesellschaftlichen Wandel. Das gilt auch für ein anderes Land, das mit der Elektrifizierung damals schon viel weiter war: In der Schweiz hatte man aus dem Strom bereits einen nationalen Mythos gemacht. Hier hatte sich auch gezeigt, dass die Geschichte der Elektrifizierung nicht etwa von der Nachfrage zum Angebot führte, vom Bedarf zur Deckung. Es war gerade umgekehrt.

Schon vor der Wende zum 20. Jahrhundert gibt es in der Schweiz 145 Kraftwerke. Das erste, das Strom an Dritte liefert und nicht einem Betrieb gehört, der sich damit selbst versorgt, läuft

Bild S. 28/29: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Fotograf: Guler, Romedo / Ans_05425-02-033-FL; Bild S. 31: Alpiq



Infrastrukturen sind die Lebensadern der Gesellschaft, aber man bemerkt ihre Allgegenwart erst dann, wenn sie ausfallen oder auszufallen drohen, wenn die Versorgung knapper oder teurer wird.
Montage von Signalkugeln, die eine Leitung am Gotthard für den Flugverkehr sichtbar machen, 1945.



Im Dezember 1950 wird die Schwyzer Gemeinde Riemenstalden ans Stromnetz angeschlossen, als eine der letzten im Land, und mit dem Elektriker kommt der neue Herd ins Haus. Doch was dem Strom beim Licht gelingt, schafft er in der Küche nicht: das Gas als älteren Energieträger zu ersetzen.

1882 in Lausanne. 1896 geht an der Rhone nahe Genf die Usine de Chèvres in Betrieb, das weltgrösste Laufwasserkraftwerk. 1910 produziert die Schweiz mehr Strom pro Kopf als jedes andere europäische Land. Die hiesige Elektroindustrie kommt zu Weltrang, ebenso die SBB, die den Dampfbetrieb abschaffen und bis zur Mitte des Jahrhunderts eine einzigartige Elektrifizierungsquote von 99,5 Prozent auf ihrem Netz erreichen. Rekordhoch ist auch der Konsum: 1956 verbraucht kein europäisches Land so viel Strom pro Kopf – doppelt so viel wie Westdeutschland, dreimal so viel wie Italien.

Vielleicht ist auch das Selbstverständnis dieser Nation das elektrischste der Welt. «Kein anderes Land hat einen solch grossen Anteil an der Nutzung der Elektrizität», schreibt die Maschinenfabrik Oerlikon in einer Broschüre zur Pariser Weltausstellung von 1900, auf der sie ihre Fabrikate präsentiert. «Jeder Wasserfall bedeutet eine Antriebskraft. Die Schweizer, ein kluges und arbeitsames Volk, haben nicht gezögert, sich diese Vorteile dienstbar zu machen.»

Genau so erklärt man sich seither allzu gern den Erfolg der Elektrifizierung in der Schweiz: Erfindergeist und Tatkraft verwandeln einen naturgegebenen Reichtum an Wasserkraft in Wohlstand. Dazu gehört auch die Vorstellung, das Bedürfnis nach Strom sei ebenso naturgegeben gewesen, es habe nur auf den Fortschritt warten müssen, um erfüllt zu werden. So gedacht, bestimmt allein die Optimierung der Technik – mehr Leistung, Effizienz, Komfort – den Gang der Dinge: Sie führt von den Tagen der Pioniere direkt in die rundum mit Strom versorgte Gegenwart.

Eine Welt, ein Tag ohne Strom ist tatsächlich nicht mehr vorstellbar. Doch das heisst nicht, dass diese Zukunft in der Technik angelegt gewesen wäre. Wozu war der Strom gut? Wer sollte ihn nutzen? Brauchte es mehr davon? Und in wessen Hand war das Elektrizitätswesen am besten aufgehoben? Antworten auf diese Fragen mussten erst gefunden werden. Aus ihnen ergab sich der Weg, auf dem der Strom den Alltag eroberte.

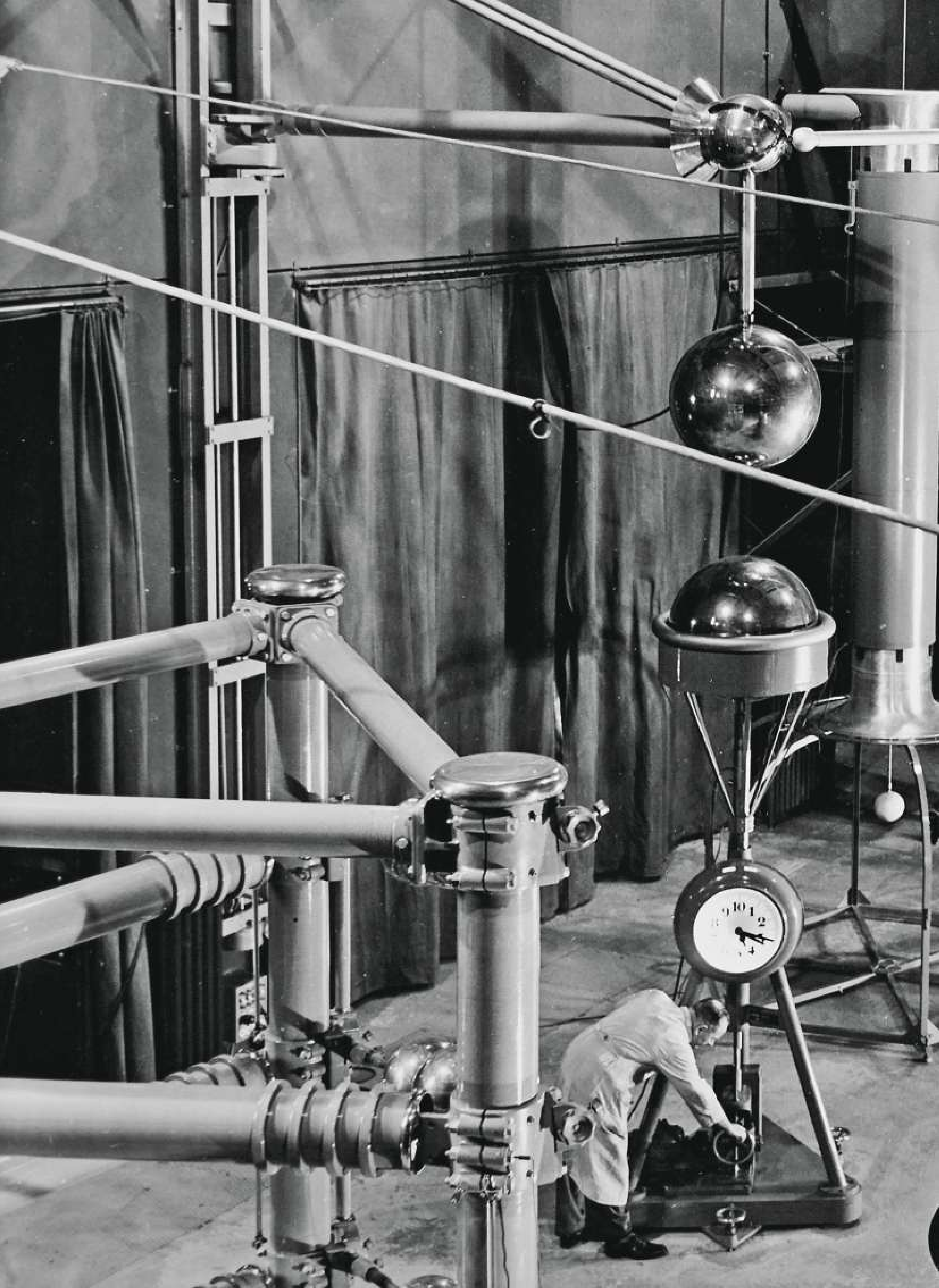
Wann also fing das alles an? Vielleicht in dem Moment, als in manchen grossen Städten die Sonne aufging, mitten in der Nacht. Im Juni 1855 passierte es in Lyon. «Die Spaziergänger, die sich gegen neun Uhr in der Umgebung des Château Beaujou aufhielten, wurden plötzlich von einer Lichtflut überschwemmt», berichtete die *Gazette de France*. «Tatsächlich hätte man annehmen können, die Sonne sei erschienen, und diese Illusion war so wirksam, dass die aus ihrem Schlaf geweckten Vögel zu singen anfingen und die Damen ihre Schirme aufspannten, um sich gegen die Strahlen zu schützen.»

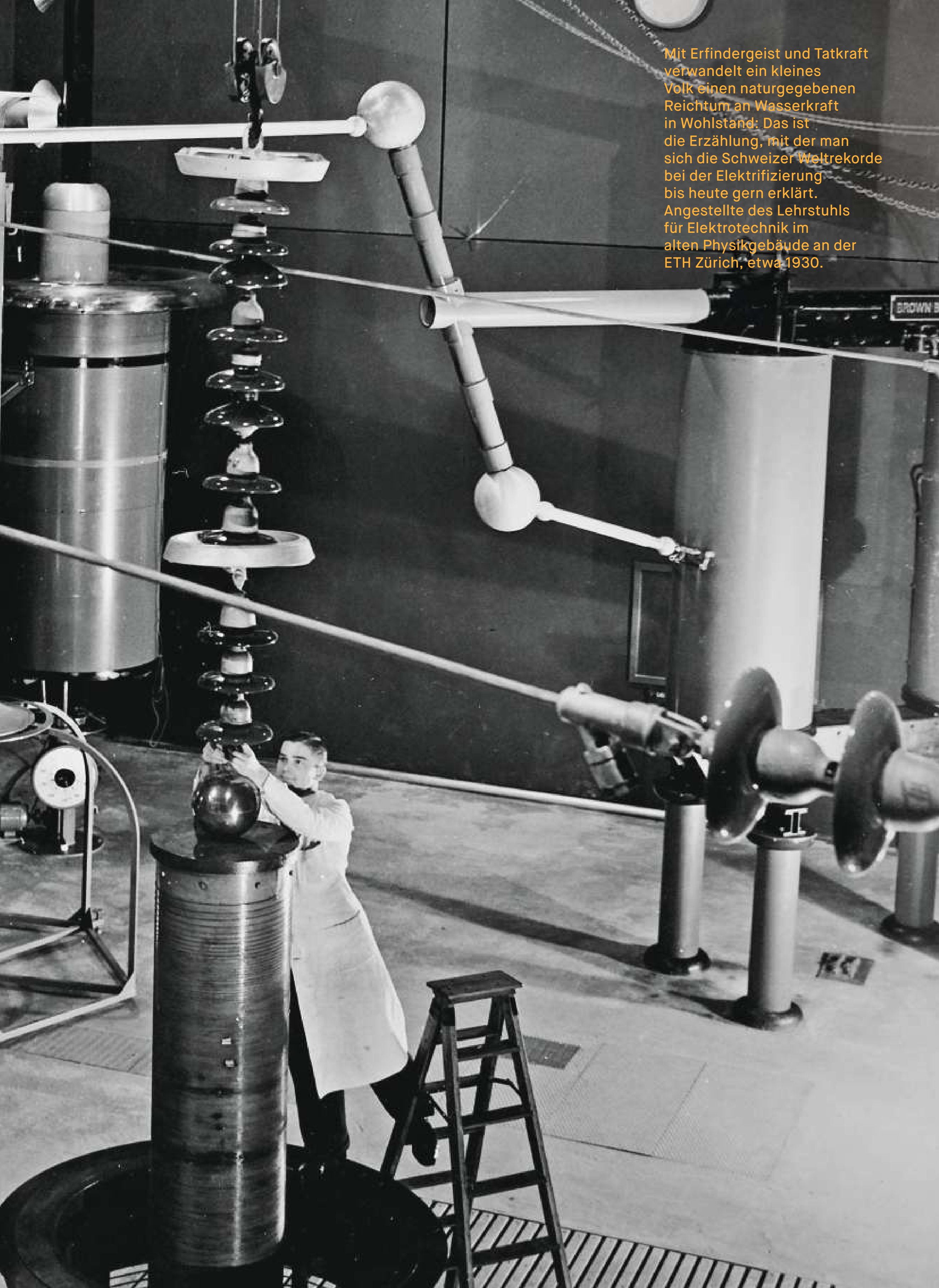
Die widernatürliche Erscheinung ging aufs Konto zweier Physiker. Joseph Lacassagne und Rodolphe Thiers hatten eine elektrische Leuchte in Betrieb gesetzt, die sie entwickelt hatten. Damals gab es keine Glühbirnen, sondern Bogenlampen: zwei Kohlestäbe unter Spannung, über eine Lücke zwischen ihnen fliesst der Strom, erzeugt eine Art Funkenschlag, und dieser Lichtbogen war heller als alles, was es an künstlichem Licht bisher gab. Thiers und Lacassagne waren nicht die Einzigen, die sich mit dieser Technik versuchten – eine Zukunft hatte sie nicht.

Auf den Bildern aus jenen Jahren sieht man dunkle Stadtquartiere, aus denen die Bogenlampen gleissend helle Kegel schneiden. Die enorme Helligkeit war ein Grund, warum sich das elektrische Licht zunächst nur für die Öffentlichkeit eignete, für Plätze, Boulevards, Hotels, Theatersäle, Ausstellungs-, Fabrik- oder Bahnhofshallen. «Die Wirkung des elektrischen Lichtes ist eine zauberische schöne, namentlich gegen den See hinaus», wo es das Wasser in «flüssiges Silber» verwandle, berichtete die NZZ vom Eidgenössischen Sängerfest, das 1880 in Zürich gefeiert wurde – unter Bogenlampen.

Derweil standen in amerikanischen Städten schon fixe Beleuchtungstürme, bis zu hundertfünfzig Meter hohe Metallmastkonstruktionen, die derart grosse Flächen fluteten, dass in Detroit etwas mehr als hundert genügten, um das ganze Stadtgebiet zu erhellen. Nach zwei, drei Jahrzehnten wurden sie wieder demontiert. «Eine wirkungsvolle öffentliche Beleuchtung», erklärt der Kulturhistoriker Wolfgang Schivelbusch, «musste auf die Strasse bezogen, also Strassenbeleuchtung sein.» Dazu kam das Problem der Versorgung: Für jede Bogenleuchte brauchte es

Bild: Jules Vogt / Photopress-Archiv / Keystone





Mit Erfindergeist und Tatkraft verwandelt ein kleines Volk einen naturgegebenen Reichtum an Wasserkraft in Wohlstand: Das ist die Erzählung, mit der man sich die Schweizer Weltrekorde bei der Elektrifizierung bis heute gern erklärt. Angestellte des Lehrstuhls für Elektrotechnik im alten Physikgebäude an der ETH Zürich, etwa 1930.

einen eigenen Generator. Erst als die neue Technik von einer alten lernte und sich den gesellschaftlichen Routinen anpasste, kam sie für häusliche Zwecke infrage. Etabliert war das Gaslicht, und ihm gegenüber war das Bogenlicht zwar moderner, aber zugleich ein «technologischer Rückschritt», wie Schivelbusch schreibt: Gas gab es in kleineren Portionen, es war einfach regulierbar, und es liess sich durch Leitungen verteilen.

Um dieses Ziel ging es bei der Privatisierung des elektrischen Lichts, an der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ganze Internationale von Erfindern arbeitete. De la Rive, Jobart, Lodygin, Göbel, Lindsay, de Moleyn, Swan – lauter kaum mehr bekannte Namen. Als Vater jenes Apparats, in dem der Lichtbogen durch einen Faden aus Kohle ersetzt wurde, der in einem Vakuum milde glüht, wurde ein Einziger berühmt: der amerikanische Unternehmer Thomas Edison. Seine Ingenieure brachten Anfang der 1880er Jahre nicht nur die Glühbirne zur Gebrauchsreife. Sie kümmerten sich auch darum, den Strom zu «teilen», wie man es nannte: Nach dem Vorbild der Wasser- und Gasversorgung entwickelten sie ein Netz, das sich mit «Zentralstationen» speisen liess, mit Kraftwerken, die von Dampfmaschinen oder vom Druck in Wasserleitungen angetrieben wurden. So zog das Licht die Verbreitung der Elektrizität nach sich, nicht umgekehrt.

> Niemand braucht Strom, aber gerade das ebnet ihm den Weg: Er ist Luxus, ein Mittel sozialer Distinktion.

Zugleich blieb der Strom noch lange Lichtstrom. Fast neunzig Prozent der elektrischen Energie, die in der Zeit um 1900 in der Schweiz produziert wurde, dienten der Beleuchtung. Zwar wurde schon an der Landesausstellung 1883 eine strombetriebene Eismaschine vorgeführt. Doch bis zur Zwischenkriegszeit gab es in den Haushalten ausser Glühlampen kaum weitere elektrische Geräte. Und wo es sie gab, schloss man sie, zumal Steckdosen noch fehlten, am Lampensockel an.

In den Häusern sah man auch, wie sehr der Strom das Gas imitierte: Man schaltete ihn nicht ein und aus, sondern drehte ihn auf und zu – mit einem Schalter, der an den Hahn oder den Hebel für das Gas erinnerte. Dieser Drehschalter verbarg den Umstand, dass das elektrische Licht nicht allmählich, sondern auf einen Schlag entsteht. Erst später wurde der Momentschalter gebräuchlich, der mit einem Federsprung funktioniert. Ein Detail, doch es illustriert, dass der Fortschritt eine bekannte Sprache sprechen muss, damit er ankommt.

Doch wer braucht in jenen Tagen überhaupt Strom? Eigentlich niemand, aber gerade das ebnet ihm den Weg. In der Schweiz kostet 1883 eine Glühbirne mehr als das Doppelte dessen, was ein Hilfsarbeiter im Tag verdient. Elektrisches Licht demonstriert Status, und darum ist es für eine Branche besonders interessant: für den Tourismus, der sich damals allein an eine noble Kundschaft wendet. 1883 sind landesweit fünfhundert Bogenleuchten und neuntausend Glühbirnen in Betrieb – in Grandhotels, zudem in Bank-, Geschäfts- und Opernhäusern.

Das Bedürfnis nach Strom ist das Bedürfnis nach sozialer Distinktion, und ihm verdankt sich auch die Elektrifizierung des Verkehrs, der Schritt vom Licht- zum Kraftstrom. 1878 ersucht ein Komitee, in dem sich Politiker und Unternehmer aus Vevey und Montreux betätigen, um die Konzession für ein Tram, das die wohlhabenden Touristen zu den Hotels und den Sehenswürdigkeiten der Gegend bringen soll. Geplant ist ein Antrieb mit Druckluft, doch 1881 findet in Paris die Erste Internationale Elektrizitätsausstellung statt, und dort ist nicht nur das Beleuchtungssystem von Edison zu sehen: Die deutsche Firma Siemens & Halske präsentiert das erste Tram mit Strom aus einer Oberleitung. Das Komitee ist beeindruckt und ändert sein Projekt. Ein Kraftwerk soll nachts den Strom für Beleuchtungen liefern, tagsüber für ein Tram.

Am 1. Mai 1888 fahren dann die ersten Passagiere von Vevey zum Schloss Chillon – mit dem ersten elektrischen Schienenfahrzeug im Land.

Auf dem Dach gibt es eine Aussichtsplattform, das Personal kümmert sich um das Öffnen der Sonnenschirme und das Gepäck. «Aus verkehrstechnischer Optik war die Strassenbahn überflüssig», bemerkt der Historiker Hans-Rudolf Galliker-Kunz im Band *Kohle, Strom und Schienen:* «Eisenbahn und Dampfschiff erschlossen die Region vorzüglich.» Wichtiger war der Appeal des Stroms: «Die Region war im Begriff, zu einer weltbekannten Destination für anspruchsvolle Touristen zu werden. Das Tram sollte diesen Ruf stärken.»

Um 1900 fuhren dann schon in fast allen Schweizer Städten elektrische Strassenbahnen. Aber zum Massenverkehrsmittel wurden sie erst dadurch, dass sie die Behörden für die Raumpolitik benutzten. Die Städte waren rasant gewachsen, und mit dem Tram liessen sich neue Quartiere erschliessen und mit den Innenstädten verbinden. «Hat die Stadt die Strassenbahnen in der Hand, so kann sie bestimmend auf die städtische Entwicklung einwirken», postulierte 1894 die Zürcher Stadtregierung.

Bis zur Jahrhundertwende hatten schon viele Stadtgemeinden die lokale Stromversorgung übernommen, private Werke aufgekauft oder eigene gegründet. Bis 1910 übernahmen sie dann auch zahlreiche Trambetriebe, die ihr Geschäft – so wie in Zürich – mit dem Freizeitverkehr an den Sonn- und Feiertagen gemacht hatten. Auch das änderte sich: Die Tarife wurden gesenkt, die Fahrpläne auf den Bedarf der Arbeiter und der Angestellten ausgerichtet, die Netze erweitert. Erst damit kam das Elektrotram im Alltag an.

Das heisst: Es brauchte politische Energie, um die elektrische Energie durchzusetzen. Wie viel Energie, das hat der Historiker David Gugerli in seinem Buch *Redeströme* am Beispiel der Elektrifizierung der SBB gezeigt. Vaterländisch verklärt, galt und gilt sie als Pioniertat. Tatsächlich geschah sie im internationalen Vergleich früh und konsequent. Doch am Anfang stand kein mutiger Entscheid der SBB, sondern ein jahrelanges Drängen der Industrie. Sie hatte ein Problem: ein Angebot, aber keine Nachfrage.

Das ist die Sorge, mit der im Oktober 1901 die Vertreter der Branche nach Montreux reisen. Die Jahresversammlung des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins, in dem sich die Strom- und Maschinenindustrie organisiert, ist eine Krisensitzung. Der Markt sei gesättigt, der Bedarf an Elektrizität gedeckt, meldet die Badener Brown, Boveri & Cie. (BBC), ein Unternehmen aus der ersten Liga der Elektrotechnik. Auch die Stromproduzenten haben gemerkt, dass die Zeit des überhitzten Kraftwerkbaus vorbei ist. Bei vielen geht die Stromnachfrage sogar zurück.

Was tun? Zu den Vorschlägen, die in Montreux auf den Tisch kommen, gehören die billige Massenfabrikation elektrischer Apparate nach amerikanischem Vorbild, die Gründung kantonaler Elektrizitätswerke, die den Stromkonsum demokratisieren sollen, aber auch die Expansion ins Ausland mithilfe einer aggressiven Wirtschaftsdiplomatie des Bunds. Klar ist nur, dass man neue Absatzmöglichkeiten schaffen muss.

Erlösend ist der Moment, als ein Vertreter der Genfer Compagnie de l'Industrie électrique (der späteren Firma Sécheron) seinen Vorschlag formuliert: Man müsse die Behörden dazu bringen, sich für die «Einführung des elektrischen Betriebes auf unseren Normalbahnen» einzusetzen. Immerhin sind nach den Trams schon die ersten Normalspurstrecken unter Strom, seit 1894 zwischen Orbe und Chavornay, seit 1899 zwischen Burgdorf und Thun. Wenn die grossen Bahnen folgen würden, hätte die Branche ihr Problem gelöst, im Nu und für lange Zeit. Hätte, denn bis dahin wird es fast zwanzig Jahre dauern.

Auf einen entsprechenden Vorstoss im Parlament reagiert der Bundesrat wohlwollend, mehr aber auch nicht. Zwar gibt es mittlerweile die Schweizerischen Bundesbahnen, nachdem fünf grosse private Gesellschaften verstaatlicht worden sind. Aber anders als etwa die französische Regierung im Fall ihrer Staatsbahn sieht sich der Bund nicht imstande, die Verantwortung für eine Erprobung der neuen Technik bei den SBB zu tragen. Die haben ihrerseits genug damit zu tun, ihren Betrieb national zu organisieren. Und so übernimmt die Industrie das Heft.

Sie bildet eine «Studienkommission», in der man die technischen Fragen klären und sich über die wirtschaftlichen Optionen und Prioritäten einig werden will. Zudem realisiert und finanziert

die Branche auch die Versuche selber, mit neu entwickelten Lokomotiven und zwei verschiedenen Wechselstromsystemen: Die Maschinenfabrik Oerlikon (MFO) elektrifiziert die Strecke Seebach–Wettingen, die BBC den Simplontunnel, der 1906 eröffnet wird. «Beide Firmen nahmen an, dass nur praktische Versuche die SBB von der Attraktivität der elektrischen Traktion überzeugen konnten», schreibt David Gugerli. Die MFO lässt sich ihren Experimentalbetrieb während sieben Jahren über eine Million Franken kosten, die BBC verkauft ihre Anlage 1908 mit Verlust. Derweil stehen die SBB der Elektrifizierung noch immer distanziert gegenüber. Sie haben schon gezögert, sich an der Studienkommission zu beteiligen.

1912 hat die Kommission die Versuche ausgewertet und legt ihren Schlussbericht vor. Unterdessen sind die Rhätische Bahn und die Lötschbergbahn vorausgegangen und haben die Elektrifizierung beschlossen – mit dem Einphasenwechselstrom-System der MFO, das auch die Kommission empfiehlt. Die Technik steht also bereit, aber die SBB sind es noch immer nicht: Die Industrie wartet weiter auf einen Investitionsentscheid. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbricht, schliessen die Bundesbahnen das Dossier bis auf weiteres.

Doch zwei Jahre später kommt die Wende: 1916 entscheidet der Verwaltungsrat der SBB, die Gotthardlinie mit dem empfohlenen System auszurüsten. Und dann geht es plötzlich schnell – noch bevor der erste Zug mit Strom von Erstfeld nach Biasca fährt, folgt 1918 der epochale Beschluss, auch das ganze übrige Netz zu elektrifizieren. Zum einen geht es um die Kohle, die im Krieg rar geworden ist. Bis 1920 wird sich ihr Preis verzehnfachen, und darunter leidet der Dampfbetrieb der SBB. Zum anderen ist die Elektrifizierung in der Zeit, da sich die Industrie um die SBB bemühte, in einen neuen politischen Kontext gerückt: Der Strom wurde zur Sache der Nation.

Soll der Bund die Stromwirtschaft kontrollieren? Oder die Wasserkraft gleich monopolisieren? Schon die Krise, die die Industrie um 1900 erlebte, hatte solche Fragen aufgeworfen. Sie wurden immer lauter gestellt, als die Branche das Geschäft mit dem Stromexport ins Ausland entdeckte. Die «Unabhängigkeit des Vaterlandes» sei in Gefahr und damit auch der «Zweck der Eidgenossenschaft», hiess es 1906 im Parlament, wenn man nicht die Wasserkraft «für die eigenen Bedürfnisse» reserviere und die «Abhängigkeit von den ausländischen Kohlen» reduziere.

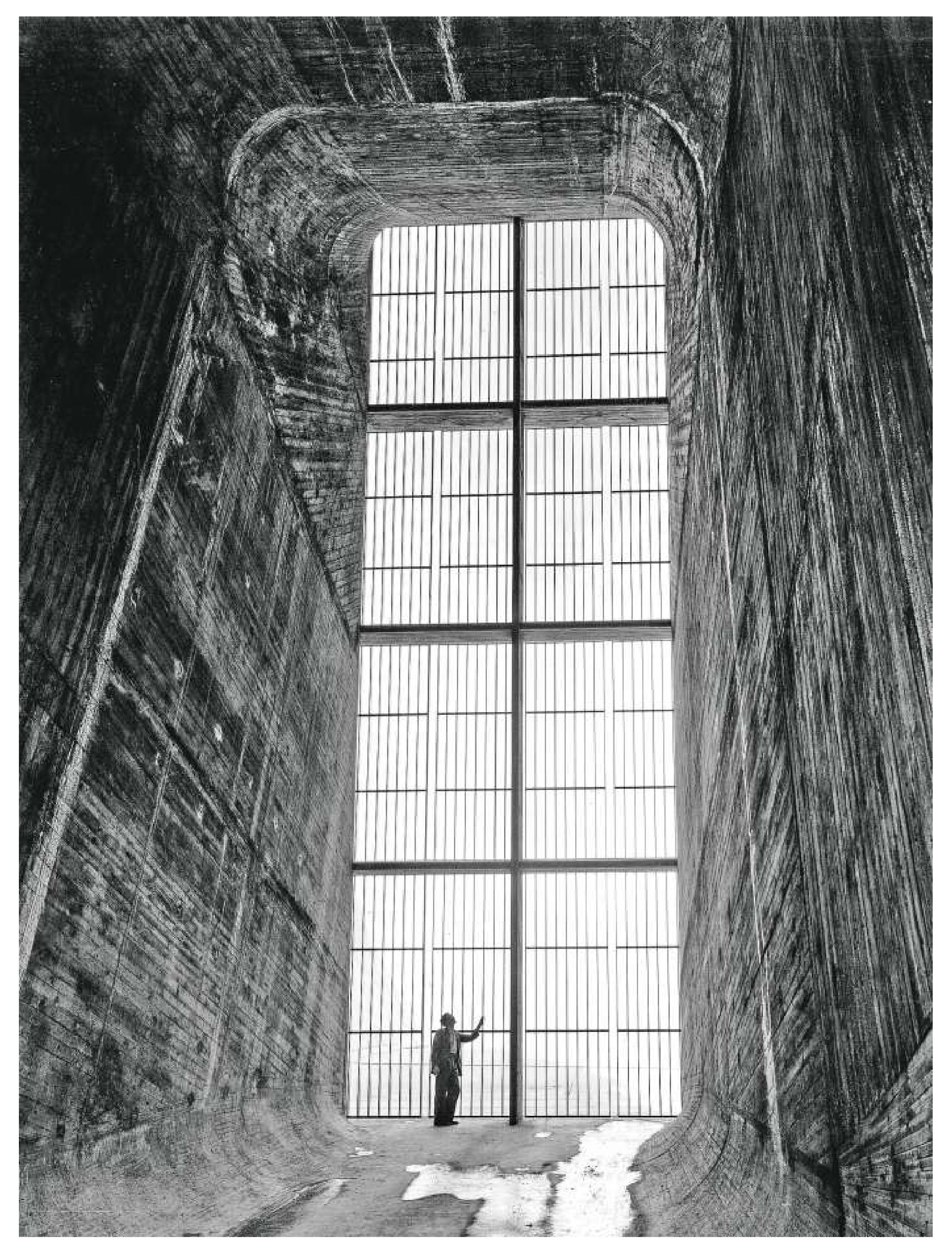
Aus dieser Debatte wuchs eine «eigentliche Volksbewegung» (Gugerli). Die öffentliche Hand sollte sich um die Stromversorgung kümmern – wie viel Macht die Forderung entwickelte, beim Bund wie in den Kantonen, von den Sozialdemokraten bis zu den Bürgerlichen, wurde im Jahr 1908 gleich zweimal klar. Es sei «Aufgabe und Pflicht des Staates, Unternehmungen wie die Versorgung des Kantons mit elektrischer Energie selbst an die Hand zu nehmen», denn nur so könne man «die Privatindustrie an weiterer Ausdehnung hindern». Das stand am 13. März in der NZZ, als Plädoyer für die Gründung der Elektrizitätswerke des Kantons Zürich. Darüber stimmte das Volk zwei Tage später ab. 98 Prozent sagten Ja.

85 Prozent waren es schweizweit im Oktober jenes Jahres, als ein neuer Artikel in der Bundesverfassung angenommen wurde. Er gab dem Bund die «Oberaufsicht» über die «Nutzbarmachung der Wasserkräfte». Fortan hatte er die Kompetenz, die grundlegenden Gesetze zu erlassen, Stromexporte zu erlauben oder zu verbieten und zu bestimmen, wie viel Geld die Kantone und Gemeinden «für die Benutzung der Wasserkräfte» von den Kraftwerksbetreibern verlangen durften.

Damit wurde der Strom zwar nicht Eigentum des Bunds. Aber er wurde auf höchster Ebene zu einem elementaren Gut im Staat erhoben. Die Schweiz elektrifizierte ihr Selbstverständnis, und das gab auch der Industrie Kredit, die in jener Zeit darauf wartete, dass ihr die SBB mit der Elektrifizierung die Auftragsbücher füllen würden. Als alle technologischen Argumente doch nichts nützten, konnte sie politischen Druck aufsetzen und öffentlich die «ideelle Bedeutung» dieses «grossen nationalen Ziels» beschwören.

«Keine andere Industrie der Schweiz verstand es, sich so patriotisch zu vermarkten wie die Elektrizitätsindustrie», schreibt Hans-Peter Bärtschi in *Kohle, Strom und Schienen*. Ideologisch aufgerüstet, verklammerte die Wasserkraft verschiedene Interessen – technische, ökonomische und

Bild: Axpo



Gefangen im «Wasserschloss Europas»: Die Schweiz verehrt die Elektrizität wie ein nationales Heiligtum und übersieht dabei, wie das Erdöl ihren Energiehaushalt erobert und schliesslich dominiert.
Einlauf des Aarekraftwerks Wildegg-Brugg mit dem Rechen, der angeschwemmtes Holz aufhält, 1952.

politische. Das demonstrierte auch das Eidgenössische Amt für Wasserwirtschaft, das 1916 eine «energische, vorwärtsdrängende Wirtschaftspolitik» forderte. Es erklärte die weitere Elektrifizierung der Schweiz zur «nationalen Pflicht jedes Einzelnen», und dieser Appell war gar nicht so weit weg von Lenins Ruf nach dem elektrischen Kommunismus: «Mit der rationellen Ausnutzung der Wasserkräfte ist es nicht getan. Ein vielgestaltiges Aufnahmevermögen ist auszubilden und mit unbegrenzten Bedürfnissen zu verketten. Auch der Staat muss von diesem Unternehmergeist beseelt sein.»

Damit sind zugleich zwei Weichenstellungen bezeichnet, die den Strom im frühen 20. Jahrhundert auf den Weg in jene Zukunft brachten, in der wir heute leben. Zum einen: Man verstand ihn immer mehr als öffentliches Gut, als Recht des Bürgers. Die Gründung der Zürcher Kantonswerke war Teil einer ganzen Kantonalisierungswelle; in der Zeit zwischen 1902 und 1916 wuchs der Beitrag der kantonalen Gesellschaften zur gesamten Stromproduktion der Schweiz von 3,5 auf 27 Prozent. Rechnet man zu den kantonalen auch die kommunalen sowie die gemischtwirtschaftlichen Gesellschaften, also jene mit staatlicher und privater Beteiligung, lieferte die öffentliche Hand sogar die Hälfte der Produktion. Ziel der Kantone war es, nach den städtischen auch die ländlichen Gebiete zu versorgen. Sie erreichten es laut Gugerli vor allem dadurch, dass sie das Netz der Hausanschlüsse ausbauten und die Strompreise senkten.

Zum anderen: Man wollte mehr Nachfrage. Ohne das «vielgestaltige Aufnahmevermögen» und die «unbegrenzten Bedürfnisse» liess sich die Produktion nicht absetzen, die sich aus dem wachsenden Ausbau der Wasserkraft ergab. Und «unbegrenzt» mussten die Bedürfnisse schon darum sein, weil in einem Land, das sich als «Wasserschloss Europas» verstand, diese Ressource ebenfalls endlos schien – damals noch.

Heute macht der Strom ganz andere Probleme, es geht um «Mangellagen» und ums Sparen. Doch die Elektrifizierung der Schweiz kam unter umgekehrten Vorzeichen in die Gänge: Stromproduktion und Stromverbrauch sollten gleichermassen wachsen. Gestützt wurde dieses wirtschaftliche und gesellschaftliche Projekt durch die Selbstbehauptung in den beiden Weltkriegen: Zur Unabhängigkeit der Schweiz rechnete man auch die Unabhängigkeit von der Kohle aus dem Ausland. Und was die «nationale Pflicht» noch nicht vermochte, das besorgte die Massenkonsumgesellschaft der Nachkriegszeit mit ihren kolossalen Wachstumsraten beim Verbrauch von Energie.

Aber lassen sich Bedürfnisse überhaupt erschaffen? Für die Industrie wurde zum Normalfall, was bei den SBB am Ende doch gelungen war: Sie propagierte neue Anwendungsmöglichkeiten und machte aus ihnen neue Absatzmärkte. Der Strom bot sich dafür an, denn er lässt sich in jede andere Form von Energie verwandeln – in Licht, in Kraft, in Wärme. Darum ist auch der Vorschlag so ausführlich, den die Branche den Schweizer Hausfrauen im Spätsommer 1928 macht: «Koche, backe, wasche, bügle, heize, kühle mit Elektrizität.» Gut vierzig Meter lang zieht sich der Satz über die Fassade der Halle, die in Bern auf dem Gelände der Saffa steht, der ersten Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit. Mit ihr werben die Frauenorganisationen für die Anerkennung weiblicher Haus- und Erwerbsarbeit. Derweil zeigen der Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke und mehrere Hersteller von Elektrotechnik, wie sich diese Arbeit rascher, leichter und günstiger erledigen lassen soll.

«Es gibt bald keine Tätigkeit im Hause mehr, die nicht mit elektrischem Strom in irgend einer Weise erleichtert werden könnte», berichtet die *Berner Woche* aus der «Halle der Elektrizität» an der Saffa. Auf eine wunderbare Weise endlos zeigt sich das Universum all jener «modernen Einrichtungen», die auf ihren Einzug in den Haushalt warten – Näh- und Stickmaschinen, Staubsauger, Bodenblocher, Waschmaschinen, Haartrockner, Wärmer fürs Krankenbett, Tee-, Kaffee-, Kühl- und Eismaschinen, Boiler, Kochherde, Dörr-, Sterilisier- und Inhalationsapparate. «So kommt man in Versuchung zu glauben, dass die Zeit nicht ferne sei, wo die Frau am Morgen vom Bette aus die Knöpfe drücken und die vielen dienstbaren elektrischen Geister in Bewegung setzen könne.»



Widerstand gegen einzelne Kraftwerksprojekte hat es schon gegeben. Aber der Streit um die Atomkraft macht klar, dass das unbegrenzte Wachstum des Energiekonsums kein selbstverständliches Ideal mehr ist. Demonstration auf der Baustelle des AKW Kaiseraugst, 2. November 1981.



Licht, Kraft, Wärme: Um den Alltag zu erobern, muss der Strom zeigen, was er alles kann.
Das Elektrizitätswerk des Kantons Schaffhausen an der Kantonalen Gewerbeausstellung von 1937.

Dieser Traum kommt nicht aus dem Nichts. Er spiegelt ein Problem, das in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Mittel- und die Oberschicht beschäftigt: die «Dienstbotennot». Es wird immer schwieriger, Hausangestellte zu finden, nachdem sich jungen Frauen andere Berufe eröffnet haben. Hier kommen die elektrischen Haushaltsgeräte wie gerufen: Sie helfen der bürgerlichen Hausfrau, die Arbeit im Heim zu übernehmen – auf eine moderne Weise, die ihren Status wahrt. So markiert der Strom einmal mehr den sozialen Rang. «Was halten Sie von einer neuen Hilfskraft, die ohne eigentlichen Lohn arbeitet, nichts konsumiert, Ihnen auf den Wink folgt und nie Ferien verlangt?», fragt 1924 die Reklame für einen Staubsauger. Gleichzeitig löst die Elektrifizierung der Haushalte ein Problem der Stromversorger. Es geht, technisch gesagt, um die «Glättung der Verbrauchsspitzen»: Die neuen Abnehmer sollen die Lücken in jenen Tageszeiten füllen, da Fabriken und Büros weniger Strom aus dem Netz beziehen. Und namentlich die elektrisch erzeugte Wärme verspricht in der Zwischenkriegszeit Wachstumsmöglichkeiten.

Die ganze Entwicklung ist imposant. Waren 1889 schweizweit 50 000 elektrische Lampen in Betrieb, wuchs der Bestand bis 1909 auf drei Millionen, bis 1933 auf dreizehn Millionen. Auch die Elektromotoren legten zu: Im gleichen Takt wurden aus zwei Dutzend zuerst 27 000 und dann 335 000. Etwas später kamen die Wärmeapparate auf den Markt, also Boiler, Bügeleisen und Heizkörper, und auch sie verbreiteten sich mit Tempo: Nach dem Ersten Weltkrieg wurden Jahr für Jahr um die 100 000 Geräte abgesetzt, und weder die Währungskrise in den 1920er noch die Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren konnten dem Boom viel anhaben. Dabei galt für die meisten elektrischen Haushaltsgeräte die gleiche Regel: Sie etablierten sich zuerst im Bürgertum, bevor sie nach dem Zweiten Weltkrieg für die breite Bevölkerung erschwinglich wurden.

Bilder: EKS; BKW



Das Ziel der Anbieter: den Stromverbrauch der Haushalte in den Tageszeiten anzukurbeln, in denen die Büros und die Fabriken das Netz nicht auslasten. Kontrollraum des Flusskraftwerks Mühleberg, gebaut 1920.

In dieser Ära sorgten namentlich die Privathaushalte dafür, dass der Stromverbrauch weiter wuchs. 1970 wurde in der Schweiz pro Kopf doppelt so viel elektrische Energie konsumiert wie 1950. Und von 1970 bis 1990 kamen nochmals 75 Prozent dazu. Viele Anbieter förderten diese Entwicklung mit einer Tarifpolitik, die die elektrische Produktion von Wärme attraktiv machte: Solange verschiedene Zähler installiert waren, verkauften sie den Wärmestrom billiger als den Lichtstrom. Später begünstigten sie den Einsatz elektrischer Speicherheizungen und Boiler, indem sie die Nachttarife massiv senkten und Vielverbraucher durch degressive Tarife bevorteilten. Laut dem Historiker Simon Thönen erklärt diese Preispolitik einen «grossen Teil der Stromverbrauchszunahme zwischen 1945 und 1975».

Das heisst aber nicht, dass die Elektrifizierung des Alltags nur ein Triumphzug gewesen wäre. Auch in den Haushalten stiess der Strom auf ältere Technologien und etablierte Bedürfnisse, die ihm widerstanden. So wurden Glühbirnen zunächst selten in der ganzen Wohnung installiert, sondern oft nur dort, wo es schon eine feste Beleuchtung mit Petroleum gegeben hatte – in der Küche und der Stube. Im Rest der Wohnung blieben tragbare Petrollampen noch lange in Gebrauch, erst in den 1950er Jahren war der Strom konkurrenzlos.

Richtig schwer hatten es die Elektroherde, die ein Pfeiler für den Absatz werden sollten. Die ersten elektrischen Modelle kamen um 1910 auf den Markt, doch in den Küchen standen schon die Gasherde. Sie hatten eben erst die Holz- und Kohleherde verdrängt, und sie waren in der Anschaffung wie im Betrieb günstiger als die Elektroherde. Umso heftiger war der Verdrängungskampf, den die Strom- und die Gasbranche austrugen. Als etwa der Verband der Elektroinstallateure 1923 die «Durchführung einer regen Propaganda für elektrisches Heizen und Kochen» beschloss, war er überzeugt, «dass die allgemeine

Einführung der elektrischen Küche eine Aufgabe von volkswirtschaftlich so grosser Tragweite ist, dass keine Anstrengung, die zu diesem Ziele führen könnte, gescheut werden darf». Im Kampf der Systeme gab es bald zwei Gerüchte: Die einen behaupteten, mit Gas gekochtes Essen schmecke nach Gas. Die anderen behaupteten, elektrisch gekochtes Essen schmecke «elektrisch».

Tatsächlich war die Elektrifizierung der Herde eine zähe Sache, und konkurrenzlos ist der Strom hier nie geworden. «Gaskochherde und Gaskocher behaupten in der neuzeitlichen Küche immer noch entschieden den Vorrang, den ihnen weder die neuen elektrischen noch die alten Kohlekochherde streitig machen können», hiess es 1933 im Ratgeber *Die Frau im häuslichen Leben*. Zu der Zeit kochten nur gut zwanzig Prozent der Schweizer Haushalte mit Strom. Bis 1995 sollte die Verbreitung zwar auf 86 Prozent steigen, doch bis dahin war seit der Markteinführung fast ein Jahrhundert vergangen. Das elektrische Bügeleisen war schon 1945 auf eine vergleichbare Quote gekommen; der Kühlschrank und der Staubsauger hatten sie in nur dreissig Jahren zwischen 1945 und 1975 erreicht.

> Im Kampf der Systeme gibt es Gerüchte: Man hört, das Essen vom Elektroherd schmecke «elektrisch».

Beim Herd war das Problem nicht nur der Preis: Der Strom machte das Kochen nicht unbedingt leichter. «Die Elektrizität im Haushalt ist vielen durchaus vertraut geworden», erklärte 1937 die *Frauen- und Moden-Zeitung für die Schweiz*. «Vor dem elektrischen Kochherd aber steht die Hausfrau noch vielfach etwas befangen da: die Schalter, die Geräuschlosigkeit, keine Flamme, an deren Grösse die Heizkraft zu erkennen ist.» Beim Herd gelang es dem Strom schlechter als bei der Lampe, die alte Technik zu imitieren. Während sich mit dem Gasherd die Hitze einfach und augenblicklich regulieren liess, verlangte der Elektroherd ausser neuen Pfannen mit flachen Böden auch ein neues Kochen. «Die Frauen, die wählen konnten, bevorzugten Gas», schreibt die Historikerin Ines Siegfried Schnider über die Zwischenkriegszeit. Die vielen anderen, die als Mieterinnen die Wahl nicht hatten, erlebten die Elektrifizierung der Küche mit allen Vor- und Nachteilen. Ihr Praxiswissen half der Industrie, die Technik zu verbessern. Zugleich erfuhren sie, was der Strom immer mehr geworden war: eine Infrastruktur, die man benutzen, sich aber nicht aussuchen kann.

Kommunikation, Verkehr, Energie – Infrastrukturen seien unsere «zweite Natur» geworden, erklärt der Historiker Dirk van Laak, «gebaute Umwelten, in denen sich Menschen routiniert, fast intuitiv bewegen». So intuitiv, dass man ihre Allgegenwart erst dann bemerkt, wenn sie ausfallen oder auszufallen drohen, wenn die Versorgung knapper oder teurer wird. Das öffentliche Unbehagen, das dann aufkommt, beweist auch, dass Infrastrukturen nicht nur aus Technik bestehen: Sie verkörpern ein Ideal gesellschaftlicher Gerechtigkeit.

Schon im 19. Jahrhundert wurden die «öffentlichen Anstalten», der «service public» oder die «public utilities» im Willen eingerichtet, bessere Bedingungen für die Entfaltung des Individuums und das Wachstum der Wirtschaft zu schaffen. Die Wohlfahrtsstaaten der Nachkriegszeit machten daraus einen ihrer Daseinszwecke: Sie bauten die Infrastrukturen aus, um «alle Menschen unterschiedslos und zu einem günstigen Preis mit gemeinschaftsdienlichen und lebenswichtigen Diensten zu versorgen» (van Laak). Für die Massenkonsumgesellschaft, die sich nach 1950 formierte, war die Energie entscheidend: Sie war billig und scheinbar unbegrenzt zu haben. Ohne dieses «Skript des ständig steigenden Energiekonsums» wäre auch das historisch beispiellose Wirtschafts- und Wohlstandswachstum in jener Ära nicht denkbar gewesen.

Dass das Wachstum gleichwohl Grenzen hatte, zeigte sich mit dem Anbruch der 1970er Jahre. Der erste Erdölpreisschock machte der Hochkonjunktur ein Ende; mit dem gesellschaftlichen

Wertewandel verlor der Glaube an den Fortschritt seine Konsensfähigkeit, und das ökologische Denken gewann an Boden. Das bekam auch die Schweizer Stromwirtschaft zu spüren. Opposition gegen einzelne Staudammprojekte hatte es immer wieder gegeben, doch die symbolträchtige Besetzung der AKW-Baustelle in Kaiseraugst 1975 machte klar, dass die Produktion von Energie in eine grundsätzliche Krise geraten war.

Die Atomkraft hätte das fortgesetzte Wachstum des Energiehaushalts möglich machen sollen, nachdem sich der weitere Ausbau der Wasserkraft verzögert und verteuert hatte und auch Ölkraftwerke an lokalen Widerständen gescheitert waren. Doch daraus wurde nichts: In den 1970er Jahren rückte die Atomkraft ins Zentrum eines gesellschaftsweiten Streits darüber, ob Wachstum überhaupt sinnvoll und Technik die Lösung aller Probleme sei (*NZZ Geschichte* Nr. 25, Dezember 2019).

Energie wurde damals zum Problem. Heute, ein halbes Jahrhundert später, ist sie das noch immer, wenn nicht erst recht. Seit der Ölkrise von 1973 habe es in der Schweiz wohl Bemühungen gegeben, ein neues «Energieregime» auf den Weg zu bringen, das auf Effizienz, Sparen und erneuerbaren Energieträgern beruhen sollte, stellen Patrick Kupper und Irene Pallua in einer historischen Studie fest – doch fast alle Versuche seien «von wechselnden Nein-Mehrheiten zu Grabe getragen» worden. So habe die Energiepolitik «kaum je gestaltende Wirkung» entfalten können.

Darüber kann man sich wundern, wenn man an den politischen Grosseinsatz zurückdenkt, mit dem die Elektrifizierung des Landes seinerzeit betrieben wurde. Allerdings war Schweizer Energiepolitik laut Kupper und Pallua lange vor allem Elektrizitätspolitik. Man feierte den Strom als nationales Heiligtum und übersah dabei, wie sich nach dem Rückzug der Kohle ein anderer fossiler Energieträger verbreitete: Ab 1960 begann das Erdöl den Energiehaushalt der Schweiz zu beherrschen (*NZZ Geschichte* Nr. 27, März 2020). 1971, als es vier Fünftel der gesamten verbrauchten Energie lieferte, war der Höhepunkt erreicht.

Mittlerweile haben das Klimaproblem und der Ukraine-Krieg dafür gesorgt, dass sich an der gesellschaftlichen Optik etwas geändert hat: Die schweizerische Aufmerksamkeitsschwäche in Sachen fossile Energieträger scheint überwunden. Damit ist wohl auch schon ein Schritt zur beschlossenen «Energiewende» hin gemacht. Es geht darum, die Zunahme des Energiekonsums nicht nur aufzuhalten, sondern diese Entwicklung sogar umzukehren.

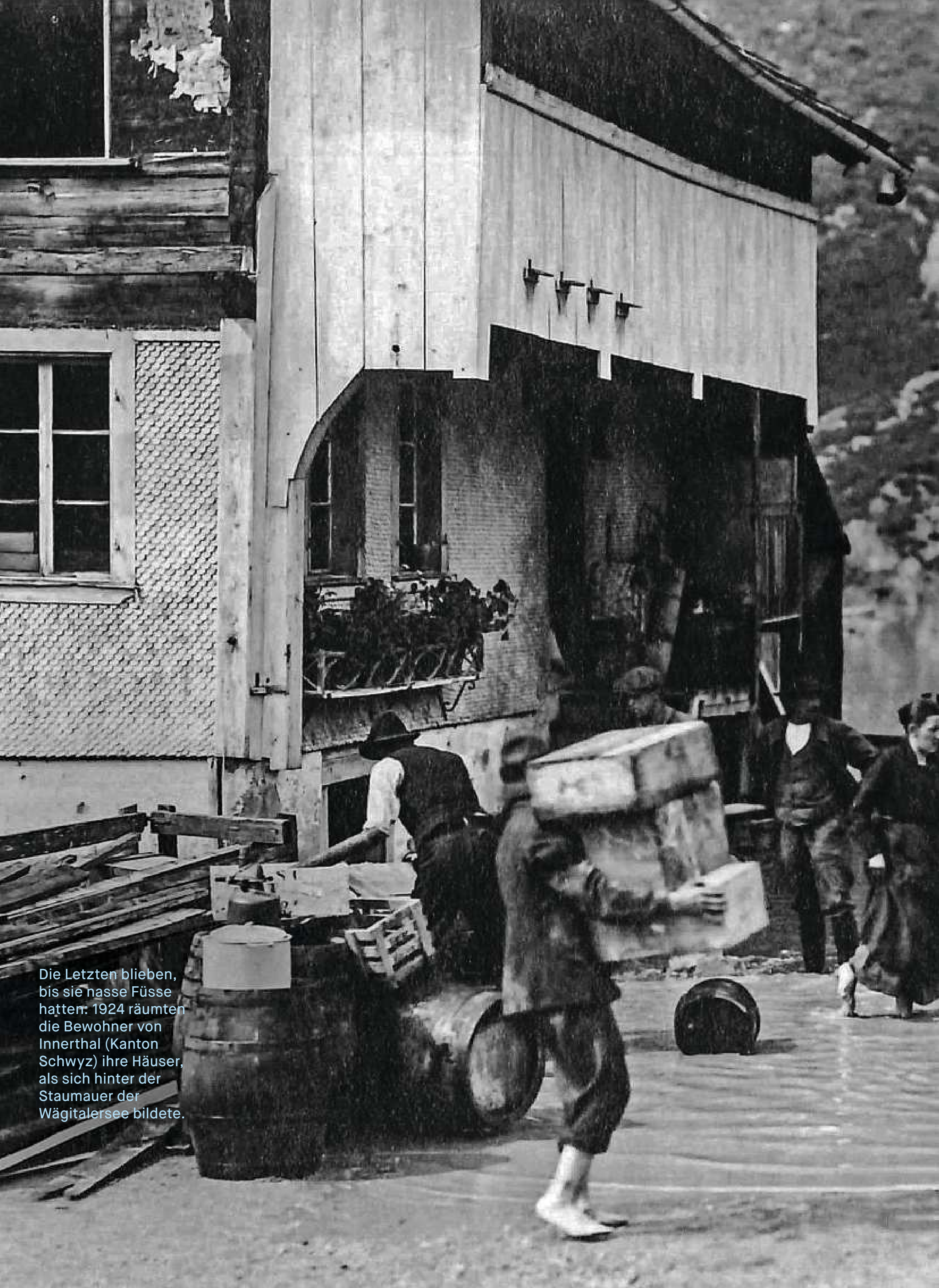
Wo kommt unser Strom für den Winter her? Und für den danach? Die Frage der Versorgungssicherheit ist zwar akut. Doch wesentlich anspruchsvoller ist die Abkehr vom Pfad des Energiewachstums, der sich tief in die Gesellschaft eingegraben hat. Sie wäre, historisch gesehen, wirklich eine Wende. |G|

Daniel Di Falco ist Redaktor von *NZZ Geschichte.*
daniel.difalco@nzz.ch



Weiterführende Literatur

Peter Berz u. a. (Hg.): Das Glühbirnenbuch. Wien 2001.
Kilian T. Elsasser: Bahnen unter Strom. Bern 2020.
Matthias Finger: Infrastruktur Schweiz. Ein Erfolgsmodell in Gefahr. Zürich 2023.
David Gugerli: Redeströme. Zur Elektrifizierung der Schweiz 1880–1914. Zürich 1996.
David Gugerli (Hg.): Allmächtige Zauberin unserer Zeit. Zürich 1994 (darin die Beiträge von Ines Siegfried Schnider und Simon Thönen).
Christian von Hirschhausen: Atomenergie. Geschichte und Zukunft einer riskanten Technologie. München 2023.
Oliver Hochadel: Öffentliche Wissenschaft. Elektrizität in der deutschen Aufklärung. Göttingen 2003.
Patrick Kupper und Irene Pallua: Energieregime in der Schweiz seit 1800. Bern 2016 (www.newsd.admin.ch/newsd/message/attachments/45 346.pdf).
Dirk van Laak: Alles im Fluss. Geschichte und Zukunft der Infrastruktur. Frankfurt am Main 2018.
Serge Paquier: Histoire de l'électricité en Suisse. Genf 1998.
Wolfgang Schivelbusch: Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1983.
Steven Schneider: Elektrisiert. Geschichte einer Schweiz unter Strom. Baden 2017.
Verkehrshaus der Schweiz (Hg.): Kohle, Strom und Schienen. Zürich 1998.



Die Letzten blieben, bis sie nasse Füsse hatten: 1924 räumten die Bewohner von Innerthal (Kanton Schwyz) ihre Häuser, als sich hinter der Staumauer der Wägitalersee bildete.



Die verschwundenen Dörfer

Verbaute Landschaften, verlorene Existenzen: Der Bau von Stauseen für die Stromgewinnung hatte seinen Preis. Ihn zahlten arme und abgelegene Gemeinden, die dem Versprechen von Fortschritt und Wohlstand wenig entgegensetzen konnten.

Von Sebastian De Pretto

Vogorno durfte nicht untergehen. Dafür stand Giuseppe Bordoli ein, der sozialdemokratische Bürgermeister, als er am 13. Januar 1957 eine ausserordentliche Gemeindeversammlung einberief: Es sei in der Schweiz bisher noch nirgends vorgekommen, dass ein Stausee intakte Wohnhäuser samt fruchtbaren Feldern, Wiesen und Weinbergen überflutete und die Bewohner ihre Existenzgrundlage verloren. Die Grundeigentümer im unteren Verzascatal sollten sich deshalb gegen die energiewirtschaftlichen Ausbaupläne Luganos und des Kantons Tessin zur Wehr setzen, um für den Verlust ihrer Heimat wenigstens angemessen entschädigt zu werden.

Bisher noch nicht vorgekommen? Offensichtlich wusste der Sindaco von Vogorno nichts davon, dass nördlich des Gotthards auch andere Berggemeinden gegen die Aufgabe von Höfen und Weiden kämpften. Bordolis kämpferischer Appell lässt umso mehr vermuten, dass Umsiedlungen für den Bau von Stauseen anderswo im Land einigermassen lautlos erfolgten. Ob und wie die betroffenen Gemeinden gegen die Wasserkraftunternehmen antraten, welche politischen Kräfteverhältnisse solchen Konflikten zugrunde lagen und wie die Umsiedlungen verliefen, ist auch heute noch ein kaum bekanntes Kapitel der Energiegeschichte dieses Landes. Wie entwickelten sich die Talschaften zudem, nachdem die Kraftwerke ihren Betrieb aufgenommen hatten – profitierten sie am Ende nicht doch von den Einnahmen aus der «weissen Kohle»?

> Die Einwohner von Vogorno hatten schlechte Karten: Das Kraftwerk war ein kantonales Prestigeprojekt.

Die Widerständigen in Vogorno hatten von Anfang an schlechte Karten. Infrastrukturen wie Eisenbahnstrecken und Wasserkraftwerke hatten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu einer umfassenden Modernisierung des Tessins beigetragen und den Kanton an die wohlhabende Deutschschweiz angeschlossen. Damit gelangten Investitionen, aber auch leere Versprechen in die abgelegenen Bergtäler des Sopraceneri. In den nur noch spärlich besiedelten Weilern der Gemeinde Vogorno lebte man von einer kargen Alp- und Milchwirtschaft sowie einem bescheidenen Acker- und Weinbau. Immer mehr Arbeitsuchende verliessen das Tal, um ihr Glück woanders als Handwerker oder als Hilfsarbeiter zu versuchen.

Als die Stadt Lugano 1947 beim Kanton Tessin eine Konzession für die Verzasca und ihre Zuläufe beantragte, um das Flusssystem für die Stromproduktion nutzen zu dürfen, und zwölf Jahre später dank kantonaler Beteiligung die Verzasca SA gründete, konnte die Gemeinde Vogorno bloss politischen Einspruch erheben. Juristisch war der Fall klar: Nutzungsrechte über die Flüsse und Seen im Tessin verhandelte und vergab schon seit dem ersten kantonalen Wasserrechtsgesetz von 1894 der Grosse Rat in Bellinzona, das Parlament. Bei der Bogenstaumauer von Vogorno handelte es sich zudem um ein Prestigeprojekt, das eine eigenständige Tessiner Stromproduktion ermöglichen sollte. Im Kanton waren sonst überwiegend gemischtwirtschaftliche Partnerwerke tätig, die hauptsächlich Deutschschweizer Stromkonzernen und Städten gehörten.

Die Überflutung von 232 Quadratkilometern Wohn- und Agrarland konnten die Einwohnerinnen und Einwohner Vogornos denn auch nicht verhindern – 1966 wurde die Staumauer eingeweiht. Nach einem Zusammenschluss mit den restlichen Dörfern der Talschaft ging es ihnen hauptsächlich noch darum, angemessene Entschädigungen einzufordern. Statt nur Abfindungen für die überschwemmten Grundstücke zu bekommen, wollten sie auch die wirtschaftlichen Einbussen gedeckt erhalten, die sich aus dem Landverlust ergaben, zusammen mit den Kosten für neue Liegenschaften. Der Kanton wusste hier aber geschickt zu verhandeln und finanzierte am Ende keine kostspieligen Handwechsel, sondern den Bau einer asphaltierten Fahrstrasse. Sie eröffnete dem Verzascatal einen unerwarteten Ent-



Häuser, Ställe, Weiden und Weinberge waren überflutet, doch mit dem Strom kam der Verkehrsanschluss, und der brachte Touristen ins Verzascatal. Der Lago di Vogorno mit der Staumauer und dem Betriebsgebäude, 1965.

wicklungsschub. Neben den jährlichen Gebühren, welche die Verzasca SA für die Nutzung der Wasserkraft an Vogorno zahlen musste – dem Wasserzins –, gelangten in den Folgejahren auch vermehrt Touristen ins Tal.

Die vielen Zweitwohnungen, die ausgebuchten Gaststätten, die gut ausgebauten Talstrassen: Aus heutiger Sicht kann man in der Wasserkraft im Verzascatal eine Erfolgsgeschichte erkennen. Die 1957 versammelten Einwohner von Vogorno konnten sie aber nicht voraussehen, auf ihnen lasteten Existenzängste und eine ungewisse Zukunft. Und das nicht von ungefähr. Im benachbarten Maggiatal hatte der Gemeindeverband keinen Erfolg gehabt, als er nach 1949 von den Officine Idroelettriche della Maggia SA höhere Entschädigungen für den enteigneten Boden verlangt hatte, ebenso ausreichende Restwassermengen in den ausgetrockneten Flussbetten. Zudem hatten die Dörfer im oberen Maggiatal mit dem Sambuco-Stausee nicht nur wertvolles Weideland verloren, sondern auch die Holzressourcen des Waldes, der nun durch Hochspannungsleitungen versperrt war. Und schliesslich hatte die Talschaft umsonst auf bessere Verkehrswege gehofft: Nachdem die Schmalspurbahn zwischen Bignasco und Locarno 1965 eingestellt worden war, wollte der Kanton weder neue Strassenverbindungen errichten noch die bestehenden ausbauen.

Zur gleichen Zeit, als man im Verzasca- und im Maggiatal bessere Entschädigungen auszuhandeln versuchte, versank auf der anderen Seite des Gotthards ein Dorf hinter einem Staudamm. Wo heute der Göscheneralpsee liegt, stand bis 1955 ein ganzjährig von siebzig Personen bewohnter Weiler mit zehn Wohnhäusern, einem Gasthof und einer Kirche mit Schulhaus.



In Marmorera kaufte die Stadt Zürich alle betroffenen Häuser und liess sie abreissen, bevor 1950 der Dammbau begann. Damit war garantiert, dass sich nicht im letzten Moment noch Widerstand regte. Undatierte Aufnahme.

Bilder: EWZ; Schmidli / Photopress-Archiv / Keystone

Dabei wurde die Göscheneralp ihrem Namen nicht ganz gerecht, weil es sich bei dieser Fraktion der Talgemeinde Göschenen nicht ausschliesslich um eine Sommersiedlung handelte. Vier Grossfamilien lebten im Sommer in Selbstversorgung von ihrer Alpwirtschaft und einem bescheidenen Wandertourismus. Im Winter waren sie fast völlig von der Aussenwelt abgeschnitten. Nur einmal pro Woche wurde das Dorf mit den nötigsten Lebensmitteln und der Post versorgt. Es muss sich also um ein ebenso karges wie ruhiges Leben gehandelt haben, als 1949 Bauingenieure im Auftrag der Centralschweizerischen Kraftwerke (CKW) und der Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) unangekündigt erste Bohrungen durchführten, da sie auf dem Hochplateau das Potenzial für einen Stausee erkannten. Was die zwei Grossunternehmen vorhatten, war den Bewohnerinnen und Bewohnern der Alp schnell klar. Zuerst sprachen sie sich noch

geschlossen gegen das Projekt aus und opponierten bei der Gemeindeversammlung in Göschenen gegen das Kraftwerk. Nachdem aber 1951 eine Lawine auf die Göscheneralp niedergegangen war und ein Wohnhaus, mehrere Ställe und rund hundert Nutztiere verschüttet hatte, schwand der Widerstand rasch.

Es dauerte nicht lange, bis die CKW und die SBB den geschädigten Familien einen Kaufvertrag für ihre Liegenschaften unterbreiteten – innerhalb von fünfzehn Monaten hatten die Konzessionsbewerber den gesamten Talboden aufgekauft. Eine einzelne Lawine dürfte allerdings kaum den Ausschlag gegeben haben, denn harte Winter mit Lawinenabgängen hatte es auf der Göscheneralp immer wieder gegeben. Entscheidender war wohl, dass das entbehrungsreiche Leben auf der Alp gegenüber dem Kauf- und Entschädigungsangebot der künftigen Konzessionäre als schlichtweg unrentabel wahrgenommen wurde.

Anders sah das der Kaplan der Göscheneralp, der im Sommer 1951 ein Aktionskomitee zur Erhaltung des «Älplerbodens im Göschenertal» gründete. Am Ende blieb er mit seinem Komitee aber allein und erhielt keine ausreichende Unterstützung, weder von den Bewohnerinnen und Bewohnern der Göscheneralp noch von der Gemeinde Göschenen, der Kantonsregierung oder der Korporation Uri, die die öffentlichrechtliche Hoheit über die Allmenden hatte.

Schliesslich erteilte die Urner Regierung den CKW und ihren Unternehmenspartnern 1952 die Konzession für die Nutzung der Göschenerreuss. Die enteigneten Familien sollten entweder ausserhalb des Tals mit neuen Höfen entschädigt werden oder im Nachbarweiler Gwüest unterkommen. Gegenstimmen erhoben sich allein im Kantonsparlament, dem Landrat: Statt seine Energie schweizweit zu verschleudern, sollte Uri ein grösserer Anteil der Gewinne aus der Wasserkraft zukommen. Es kam zu zweijährigen Nachverhandlungen, in deren Folge die CKW und die SBB dem Kanton unter anderem Aktienanteile am Kraftwerk Göschenen zusprachen. Zudem oblag die Wahl des Direktoriums fortan dem Landrat. Mit diesem Deal ging das Kraftwerk



14. September 1955, Einweihung des Kraftwerks von Marmorera, Kanton Graubünden: Zwei Dutzend Familien mussten weichen. Nur einige zogen ins nebenan aufgebaute Dorf Neu-Marmorera.

1963 mit einer Konzessionslaufzeit von achtzig Jahren ans Netz.

Weshalb war der Widerstand auf der Göscheneralp derart erfolglos? Grundsätzlich wollten sich weder der Kanton oder die Korporation Uri noch Natur- und Heimatschutzverbände für den abgelegenen Weiler einsetzen. Nachdem die Korporation Urseren zusammen mit ihren Gemeinden das Grossspeicherwerk Urseren bei Andermatt 1946 verhindert hatte, musste nun die kleinere Göscheneralp herhalten. Auch in der übrigen Schweiz interessierte sich kaum jemand für das Schicksal dieses Weilers. Die nationalen Heimat- und Naturschutzverbände sahen in der Alp keine schützenswerte Landschaft, und dem Schweizer Alpen-Club war allein daran gelegen, dass seine Hütten und Wanderwege neu aufgebaut oder verlegt würden.

Zudem verfolgten die künftigen Kraftwerksbetreiber auf der Göscheneralp eine Strategie, die einen wirksamen Widerstand von Anfang an unterband. So erwarben die CKW zusammen mit den SBB die Grundstücke schon, bevor sie ihren Konzessionsantrag der Gemeinde Göschenen vorlegten, und kauften damit etwaige Gegenstimmen im Vorfeld auf. Ferner liessen die Kon-

zessionäre alle Häuser auf der Alp abreissen, bevor sie das Speicherbecken aufstauten, damit sich unter den Enteigneten nicht doch noch im letzten Moment Widerstand regte. Ausserdem bezogen nur wenige Familien einen neuen Hof in Gwüest. Kritische Stimmen wurden also auch nicht mehr laut, als der Stausee gefüllt war.

Die für das Kraftwerk benötigten Infrastrukturen hatten den Betrieb schliesslich bereits aufgenommen, bevor es an den Bau des Staudamms ging: Strassen und Werkseilbahnen demonstrierten früh, welche Entwicklung Speicherseen bringen konnten. Kraftwerkssteuern, Konzessionsgebühren und Arbeitsplätze – für einen strukturschwachen und verarmten Weiler erwies sich der Widerstand gegen ein solches Versprechen als aussichtslos. Wer heute den Göscheneralpsee besucht, erkennt allerdings rasch, dass der grosse Entwicklungsschub ausgeblieben ist. Die Hochebene ist nach wie vor schwer zugänglich, Stauseen allein vermochten noch keine Talschaft zu modernisieren. Dazu brauchte es, so wie im Verzascatal, auch eine für den Verkehr geeignete und für den Tourismus attraktive Topografie.

> Wenn es um wohlhabende Gemeinden ging, die Hilfe von aussen erhielten, liessen sich Stauseen verhindern.

Alpine Lebensgemeinschaften verschwanden nicht nur in der Süd- und der Zentralschweiz. Auch im wasserreichen Kanton Graubünden forderte der Bau von Stauseen seine Opfer, beispielsweise beim Lai da Marmorera am Fuss des Julierpasses. Hier gingen die Fraktionen Marmorera-Dorf und Cresta mit insgesamt 29 Wohnhäusern, 52 Ställen sowie einer Kirche und einem Schulhaus unter. Das Leben in den beiden Weilern beruhte ursprünglich auf der Land- und Forstwirtschaft, dem Strassenbau und dem Tourismus im nahen Engadin. Zugleich litten sie unter Abwanderung und einer daraus folgenden Alterung der Bevölkerung, unter Armut und Schulden, seit sie ihre Bedeutung als gut frequentierte Etappen an der Passstrasse durch die 1903 eröffnete Albulabahn verloren hatten. Der Kanton musste die Gemeinde deshalb wiederholt unter Kuratel stellen. Als eine Delegation des Elektrizitätswerks der Stadt Zürich (EWZ) 1948 in Marmorera ankam, auf der Suche nach dem Standort für einen leistungsstarken Speichersee für Winterenergie, traf sie auf eine entsprechend günstige Ausgangslage.

Zusammen mit Vertretern der Regional- und Kommunalpolitik nahm das EWZ daraufhin mit den Liegenschaftsbesitzern Kontakt auf, um Ablösesummen für ihr Land zu vereinbaren. Im Oktober 1948 stimmte die Einwohnerversammlung dem Konzessionsantrag des EWZ zu. Die Stadt Zürich kaufte alle vom Stauseebau betroffenen Liegenschaften; sieben Wohnhäuser und zwölf Ställe musste sie hingegen enteignen. Das Enteignungsrecht stand ihr als Konzessionärin gemäss kantonalem Gesetz zu. Es sah ebenso vor, dass es an den Gemeinden war, Konzessionen für Gewässer auf ihrem Boden zu vergeben. Ausserhalb von Marmorera waren demnach keine Verhandlungen notwendig.

1949 bewilligte Zürich dem EWZ einen Baukredit von 85 Millionen Franken, im Jahr darauf gingen die Bauarbeiten am Erdschüttdamm Castiletto los. Bis 1954 mussten 24 Familien weichen. Die meisten suchten sich ausserhalb des Tals ein neues Zuhause, nur die wenigsten blieben und bezogen ein Wohnhaus in der neben dem Stausee errichteten Siedlung Neu-Marmorera. 1955 nahm die Speicheranlage ihren Betrieb auf.

Der Schlüsselmoment des Projekts war die Einwohnerversammlung von 1948. Gemäss kantonalem Gewässergesetz traf sie die ausschlaggebende Entscheidung für den Staudammbau. An diesem Mehrheitsentscheid waren jedoch nicht alle im Dorf beteiligt: Erstens besassen die Frauen damals noch kein Stimmrecht, und zweitens schloss das Einwohnerstimmrecht Liegenschaftsbesitzer aus, die ausserhalb der Gemeinde wohnten. Tatsächlich rekurrierte eine Gruppe auswärtiger Haus- und Landeigentümer bis 1954 vergeblich vor dem Bundesgericht gegen den Konzessionsentscheid.

Illustration: Agata Marszalek

Zur eingeschränkten Mitsprache der Betroffenen kam, dass das EWZ die Kaufverhandlungen mit den einzelnen Parteien in der stillen Kammer noch vor der Einwohnerversammlung führte. Wie auf der Göscheneralp war die Umsiedlung zusammen mit dem Abriss aller Häuser auch hier schon abgeschlossen, als das Wasser das Staubecken aufzufüllen begann.

Ferner bestand auch kaum Anlass für regionalen oder kantonalen Widerstand. Für den Kanton war das verschuldete, wirtschaftlich schwache Hochtal vor allem eine Last, wogegen der Stausee neben der Konzessionsgebühr den jährlichen Wasserzins einbrachte. Allerdings vermochte auch das Geld aus Zürich die Gemeindekasse nicht zu füllen, so dass Neu-Marmorera bald erneut unter Kuratel geriet. Schliesslich regte sich auch ausserhalb des Kantons kaum Kritik. Die Schweizer Medien verwiesen auf den Beschluss der Einwohnerversammlung von 1948, und ein wissenschaftliches Gutachten der ETH betonte vor allem Marmoreras Armut und dessen marode Bausubstanz.

Es waren asymmetrische Machtbeziehungen zu den kapitalstarken Städten und Energieunternehmen des Landes, die in den Schweizer Bergkantonen zum Untergang alpiner Kleinsiedlungen führten. Das nationale Wasserrechtsgesetz von 1916 schrieb zwar eine Oberaufsicht des Bunds beim Stromexport sowie bei interkantonalen Differenzen vor, doch die erstinstanzliche Befugnis zur Vergabe von Konzessionen blieb bei den Ständen. Über die Gewässerhoheit verfügten hier jeweils unterschiedliche Verwaltungsebenen: im Tessin das Kantonsparlament, in Uri das Parlament in Absprache mit einer der beiden Korporationen, in Graubünden die Einwohnerversammlungen. Bei genauem Hinsehen zeigten sich aber überall Ausschlussmechanismen und Verhandlungsstrategien, mit denen sich basisdemokratische Entscheidungsprozesse unterlaufen liessen.

In Andermatt, in Rheinwald oder im Val Madris scheiterten projektierte Grossspeicherwerke, weil wohlhabende Gemeinden externe Unterstützung von Natur- und Heimatschutzverbänden erhielten und geschickte Gegenkampagnen für eine landesweite Aufmerksamkeit sorgten. In strukturschwachen Tälern verschwanden dagegen Dörfer und Kulturland still unter Wasser. Mehr Gewicht als die politischen Interessen der Bergkantone hatten die Wasserzinsen, die Strom- und Verkehrsanschlüsse und die damit verbundenen ökonomischen Impulse, welche die Hydroenergie eröffnete.

Dass Giuseppe Bordoli 1957 dachte, mit dem Opfer Vogornos schweizweit allein dazustehen, verwundert daher nicht. Vielmehr ist sein einsamer Widerstand charakteristisch für die helvetische Energiepolitik im Zeitalter der Hochmoderne. Diese Ära schlug sich auch global nieder: Im Jahr 2000 gab die «World Commission on Dams» in ihrem Abschlussbericht bekannt, dass seit den 1930er Jahren weltweit mindestens achtzig Millionen Menschen wegen Wasserkraftanlagen umsiedeln mussten – ohne angemessen entschädigt worden zu sein. |G|



Sebastian De Pretto, Jahrgang 1985, ist Senior Scientist an der Abteilung für Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte der Universität Bern sowie Research Fellow des Urner Instituts Kulturen der Alpen an der Universität Luzern. Er beschäftigt sich mit der Geschichte von Stauseen und Umsiedlungen im italienisch-schweizerischen Alpenraum. 2023 war er Mitherausgeber des Themenhefts *Überwinden, erschliessen, erobern? Infrastrukturen und Architektur des Alpenraums in transnationaler Perspektive* der schweizerischen Fachzeitschrift *Traverse.*

Weiterführende Literatur

Ina Boesch: Schauplatz Avers. Geschichten einer Landschaft. Zürich 2023.

Reto Gamma und Emanuel Müller: Hochspannung. Wie die Urschner gegen einen Stausee kämpften und die Göscheneralp untergehen musste. Altdorf 1982.

Alexander Grass: Grenzland Tessin. Zürich 2023.

Erich Haag: Grenzen der Technik. Der Widerstand gegen das Kraftwerk Urseren. Zürich 2004.

Paul J. Mark: Ein Bergdorf geht unter. Das Schicksal von Marmorera. Chur 2005.

Jon Mathieu: Berggebiete. Wie gerecht ist die Schweiz?, in: Alpines Museum der Schweiz/ Daniel Di Falco und Barbara Keller (Hg.): Mitholz. Über Heimat nachdenken. Bern 2022, S. 25–30.

Wie misst man Strom?

Wer elektrische Energie verkauft, muss den Verbrauchern die Kosten in Rechnung stellen. Lange galt ein Pauschaltarif. Dann kam ein revolutionäres Gerät auf den Markt: der Stromzähler.

Von Jonas Schädler

Der Neujahrstag 1893 brachte das elektrische Licht in die Strassen von Zürich. Die neu erstellte Uferpromenade erstrahlte im Glanz Hunderter elektrischer Lampen, der Hauptbahnhof war beleuchtet, elektrische Bogenlampen erhellten die Plätze der Innenstadt. Das Wasserwerk Letten im Industriequartier war zu diesem Zweck zum Elektrizitätswerk umgebaut und mit vier Generatoren der Maschinenfabrik Oerlikon ausgestattet worden. Mehrere unterirdische Leitungen führten in die Innenstadt, wo der Strom von Transformatorenstationen aus verteilt wurde.

Zürich war nicht die erste Schweizer Stadt, in der das elektrische Licht anging. In touristisch geprägten Ortschaften wie Meiringen im Berner Oberland oder Silvaplana im Engadin sowie in den Städten Lausanne, St. Gallen und Schaffhausen hatte die Elektrifizierung bereits in den 1880er Jahren begonnen. Anders als dort lieferte das Elektrizitätswerk der Stadt Zürich (EWZ) aber nicht nur Licht für den öffentlichen Raum – es war von Beginn an darauf ausgelegt, Strom an private Abnehmer zu verkaufen. Dazu zählten Hotels, Restaurants, Geschäfte, Handwerksbetriebe und zahlreiche Privathaushalte. Das elektrische Licht stiess in Zürich auf grosses Interesse. 12 000 Glühlampen versorgte das EWZ im ersten Jahr, im zehnten waren es bereits 72 000.

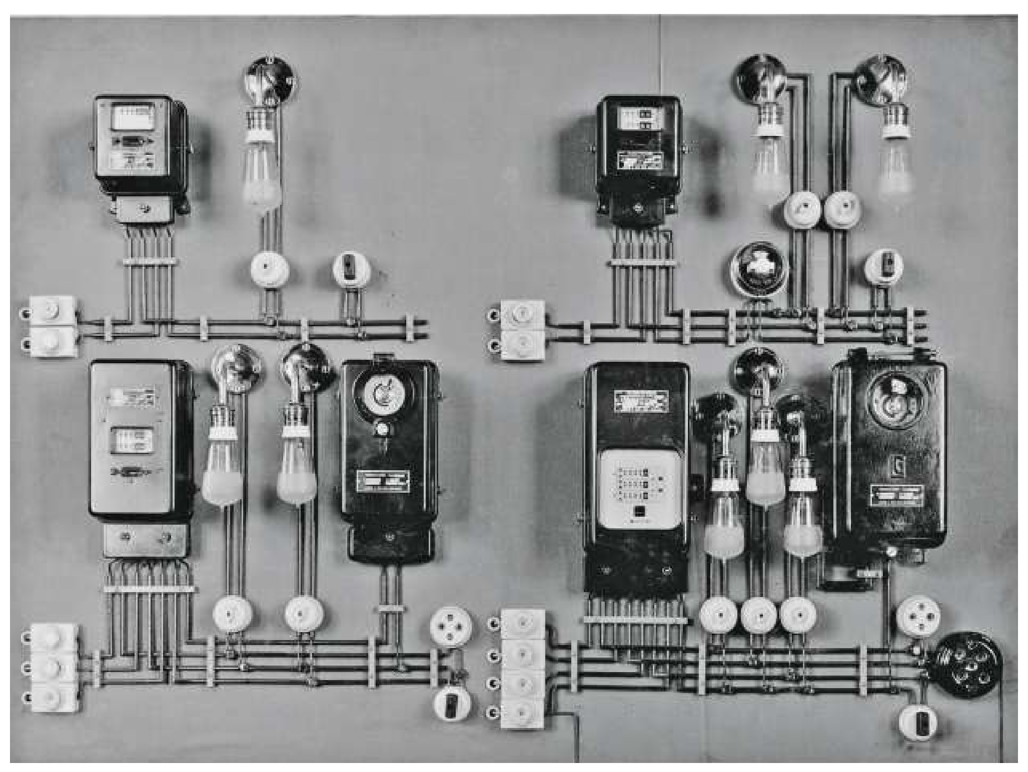
Damit stellte sich eine technische Frage: Wie konnte der Preis für die abgegebene Energie berechnet werden? Das einfachste Modell war der sogenannte Pauschaltarif. Das Werk schloss mit jeder Kundin und jedem Kunden einen Vertrag ab, der festhielt, wie viele Lampen mit welcher Leistung installiert werden und wie lange sie pro Tag brennen durften. Nebst einer festen Grundtaxe, die jährlich pro Lampe zu entrichten war, kostete der Betrieb einer Glühlampe für wenige Stunden am Tag je nach Entfernung zum Werk 1 Franken 85 bis 4 Franken 40 monatlich. Ein ausgelernter Arbeiter musste dafür rund einen Tag arbeiten. Elektrizität war also nicht billig – doch allmählich konnten sich auch einfachere Haushalte einen Anschluss leisten. Dass die anfallenden Kosten berechenbar waren und somit fest im Haushaltsbudget eingeplant werden konnten, dürfte dabei geholfen haben, dass das elektrische Licht «auch in kleinen Installationen in die Kreise der weniger Bemittelten, der Arbeiter- und ländlichen Bevölkerung fand», wie ein zeitgenössischer Ingenieur festhielt.

Mit wachsender Kundschaft und dem Ausbau der Infrastruktur wurde der Pauschaltarif jedoch zunehmend unpraktikabel. Die Angestellten des Werks konnten schlecht kontrollieren, ob sich die Kundinnen und Kunden an die Abmachungen hielten. Diese überschritten teilweise die vertraglich definierte Nutzungszeit oder verwendeten Leuchtmittel mit einer höheren Leistung als die vorgegebenen, vom EWZ verkauften Glühbirnen. Auch kursierten sogenannte Stromdiebe: spezielle Adapter, die sich in die Lampenfassung einschrauben liessen und an die neben der Glühbirne auch Netzstecker

Bild: AfZ: IB LG-Audiovisuals / H.09148



Der uniformierte Kontrolleur steht für Gewissenhaftigkeit und Strenge – Abnehmer und Elektrizitätswerke müssen sich gegenseitig trauen können. Werbung der Firma Landis & Gyr um 1940.





Oben: Ein Elektrotableau von Landis & Gyr, 1923 für das Elektrizitätswerk der Stadt Zürich zusammengestellt.
Unten: Das Fliessband bringt Zähler bei Landis & Gyr zur Schlusskontrolle und Plombage, um 1920.

Bilder: AfZ: IB LG-Audiovisuals / 388; AfZ: IB LG-Audiovisuals / H.09293

angeschlossen werden konnten. Die für Beleuchtungszwecke ausgelegte Stromleitung konnte so für den Betrieb von Bügeleisen oder Ventilatoren missbraucht werden. Der erhöhte Stromverbrauch führte nicht nur zu finanziellen Ausfällen und einem Misstrauen des Elektrizitätswerks gegenüber der Kundschaft, auch die Netzstabilität litt unter dem Überbezug: Es kam zu Stromausfällen und Kurzschlüssen, was ein Sicherheitsrisiko darstellte.

Für die Fachleute war daher klar, dass der Verkauf von elektrischer Energie künftig über einen Zähler abgewickelt werden musste. «Was dem Kaufmann die Waage und das Mass ist, das ist der Messer für den Abgeber von Licht und Kraft» – so formulierte es Etienne de Fodor, Ingenieur und Direktor des Berliner Elektrokonzerns AEG. «Wo ein solches Instrument nicht im Gebrauch ist, fehlt jede Basis zu einem geordneten Verhältnis zwischen den Parteien.»

De Fodor verwies auf den Gaszähler, der einige Jahrzehnte früher für die Messung des Gasverbrauchs eingeführt worden war. Bereits 1881 hatte Thomas Edison in den USA in Anlehnung an den Gaszähler einen «electric meter» patentieren lassen. Auch andere Erfinder entwickelten fleissig Apparate, mit denen sich der Verbrauch von Strom messen liess. Doch all diese Geräte waren teuer in der Herstellung und kompliziert in der Handhabung. Zudem funktionierten sie meist nicht sehr zuverlässig, was dazu führte, dass die Kundschaft der neuen Abrechnungsmethode eher misstrauisch gegenüberstand. Ein günstiger Stromzähler mit konstanter Genauigkeit und einem Zählwerk, das auch von den Konsumentinnen abgelesen werden konnte, war ein grosses Desiderat der Elektrizitätsanbieter.

Die entscheidende Grundlage dafür kam von einem italienischen Physiker: Galileo Ferraris, Hochschullehrer in Turin, gab der Entwicklung von Stromzählern einen Schub. Ferraris hatte aufgrund empirischer Versuche erkannt, dass zwei Magnete, an Strom und Spannung angeschlossen, ein elektromagnetisches Feld mit Wirbelströmen verursachen. Sie wirken so stark, dass sie eine zwischen den Magneten platzierte Metallscheibe zum Rotieren bringen. Die Entdeckung war bahnbrechend, weil damit der unsichtbare Stromfluss in eine sichtbare Bewegung übersetzbar wurde. Anhand der Rotation liess sich nämlich auch der Verbrauch von Strom abbilden: Dafür musste die Metallscheibe auf einer senkrechten Achse montiert werden, die mit einem Zählwerk verbunden war, das die Umdrehungen registrierte. Nun konnten beliebig viele Verbraucher an die Magnete angeschlossen werden. Sobald Strom floss, setzten die Wirbelströme die Metallscheibe in Bewegung. War der Energieverbrauch hoch, drehte sich die Scheibe schnell; waren die Verbrauchergeräte abgestellt, stoppte die Bewegung. Alle Umdrehungen wurden auf dem Zählwerk registriert, hier konnte der Verbrauch abgelesen werden.

Galileo Ferraris publizierte diese Erkenntnisse im Jahr 1887, stellte selbst aber keine Zähler her. Verschiedene Unternehmer griffen seine Idee auf und konstruierten auf ihrer Basis eigene Stromzähler. In den USA setzte die Westinghouse Electric & Manufacturing Company mit Erfolg auf die Ferraris-Zähler. Bis 1890 hatte sie bereits über 12 000 Apparate verkauft. Einige fanden auch den Weg in die Schweiz: Der Unternehmer Richard Theiler importierte mehrere Dutzend und verkaufte sie an lokale Elektrizitätswerke weiter. Dabei machte er einige konstruktive Verbesserungen, für die er 1896 in der Schweiz das Patent beantragte. Im selben Jahr begann er damit, in einer Werkstätte in Zug eigene Zähler zu produzieren. Theiler konnte eine Nachfrage befriedigen, für die es sonst in der Deutschschweiz noch kaum ein Angebot gab. Die einzige inländische Konkurrenz, die Société Genevoise d'Instruments de Physique, belieferte hauptsächlich Elektrizitätswerke in der Westschweiz. Wirtschaftlichen Druck übten die grossen Industrieunternehmen Deutschlands aus, die AEG, Siemens & Halske oder Schuckert & Co., die in den 1890er Jahren mit ihren elektrotechnischen Fabrikaten auf den Schweizer Markt drängten.

Anfangs gaben die Stromzähler von Theiler entsprechend ihrer Verwendung für elektrische Beleuchtung den Verbrauch in Lampenstunden an. Bald aber setzte sich die Kilowattstunde als Einheit durch – sie zählte den Verbrauch von

Energie unabhängig davon, ob Lampen oder andere Geräte angeschlossen waren. Bis zur Jahrhundertwende konnte Theiler über 10 000 dieser sogenannten Wattstundenzähler absetzen. Zufrieden mit seinem Erfolg, verkaufte er seine Werkstätte an zwei junge Ingenieure aus Zürich, aus der kleinen Firma wurde Landis & Gyr. Die neuen Inhaber investierten in rationellere Produktionsmethoden. Sie erweiterten die Fabrik um mehrere Montagehallen, setzten auf Arbeitsteilung und führten das Fliessband ein. Mit der Massenproduktion entstanden Zähler von identischer Qualität – und sie waren erst noch günstiger geworden.

Der handliche und seriell hergestellte Zähler kam genau zur richtigen Zeit auf den Markt. Zum einen hatten mittlerweile die meisten Elektrizitätswerke den Pauschaltarif aufgegeben. Das EWZ etwa hatte 1906 ein neues Tarifreglement aufgestellt und sorgte damit für die «restlose Einführung des Wattstundenzählers» auf seinem Versorgungsgebiet. Zum andern veränderte sich die Energiewirtschaft ab 1908 stark: Mit dem Zusammenschluss der Kraftwerke am Löntsch im Kanton Glarus und Beznau im Kanton Aargau war zum ersten Mal ein sogenanntes Verbundnetz entstanden. Die zusammengeschlossenen Regionen konnten nun innerhalb des Verbunds überschüssigen Strom weitergeben oder bei einer Mangellage Strom beziehen. Der Stromaustausch verlangte nach einer einheitlichen Preisgestaltung für alle Abnehmerinnen und Abnehmer. Tarife, die von den Stromanbietern je nach Angebot und Zeit erhöht oder gesenkt werden konnten, wurden schnell überall zum Standard. Der Stromzähler diente dabei als Vermittler: Er registrierte den Konsum, schaltete je nach Tageszeit in eine andere Tarifklasse und spiegelte den Kundinnen und Kunden jederzeit, wie viel elektrische Energie sie gerade verbrauchten.

Mit der wachsenden Bedeutung der Elektrizitätswirtschaft wurde auch der Bund auf die Messgeräte aufmerksam. Die Revision des Bundesgesetzes über das Messwesen von 1909 hatte zur Folge, dass die Eichstätte in Bern zum Eidgenössischen Amt für Mass und Gewicht heraufgestuft wurde. Basierend auf internationalen Standards gab das Amt verbindliche Normen für Messinstrumente vor, die kommerziellen Zwecken dienten. Dazu zählten neben herkömmlichen Waagen oder Zeitmessern neu auch Stromzähler. Landis & Gyr erhielt kurz darauf eine Konzession, mit der die Firma ihre Zähler in der Fabrik selber eichen und beglaubigen durfte. Das Prozedere wusste Landis & Gyr geschickt in eine Marketingstrategie umzuwandeln: Die Firma warb damit, dass der Zähler dank der Prüfung als unparteiischer «Treuhänder» zwischen Kraftwerk und Haushalt vermittle.

In kurzer Zeit wurde Landis & Gyr in der Schweiz zur wichtigsten Stromzählerlieferantin. Grund dafür war die expansive Unternehmensstrategie von Karl Gyr, der das Unternehmen mittlerweile allein führte. Mit den inländischen Konkurrenten hatte er 1917 den Verband Schweizerischer Spezialfabriken der Elektrotechnik gegründet, ein Kartell, das im Interesse seiner Mitglieder für weniger Marktregulierung lobbyierte. Andere Zählerfirmen kaufte Landis & Gyr auf, verschleierte dies aber durch den Einsatz von Strohmännern im Verwaltungsrat, so dass von aussen der Eindruck gewahrt wurde, es gebe eine ausgewogene inländische Konkurrenz. Auch im Ausland setzte Landis & Gyr auf ähnliche Methoden: In Deutschland, England und Frankreich gründete die Firma Zweigniederlassungen – teilweise unter anderem Namen – und wurde auch hier Mitglied in den wichtigsten Kartellen. Ab den 1930er Jahren schloss sie ausserdem einträgliche Verträge mit dem Welthandelsunternehmen Volkart ab: Nun wurden die Zähler zu Hunderttausenden bis nach Indien, China, Japan und Australien verschifft.

Überall wurden die Zähler aus Zug zu einem wichtigen Bestandteil der Strominfrastruktur. Montiert vor der Eingangstür im Treppenhaus, im Flur oder in der Küche, waren sie jederzeit gut einsehbar und dienten den Bewohnerinnen und Bewohnern im Moment des Stromverbrauchs als einfaches Messgerät. Die Menschen lernten dank dem Apparat, wie der Preis für die verbrauchte Energie zustande kam. Gleichzeitig mussten sie sich an neue Kontrollroutinen gewöhnen: Regel-

Bild: AfZ: IB LG-Audiovisuals / HD FA.11 530



Der Erfolg von Landis & Gyr basierte auf der Erfindung eines italienischen Ingenieurs und einem Importprodukt aus den USA. Für einen Firmenprospekt von 1960 fotografierte man dieses «Fräulein mit Zählerwagen».

mässig kam ein Kontrolleur des Elektrizitätswerks im Haushalt vorbei, um den Zählerstand abzulesen, aufgrund dessen später die Stromrechnung ausgestellt wurde. Nicht zuletzt prüfte er den Zähler auf Manipulationsversuche. Um solche zu erschweren, waren die Zähler mit einer Plombe ausgestattet, die das unbefugte Öffnen verhindern sollte. Fehlte die Plombe, war dies ein Anzeichen, dass der Zähler geöffnet worden war. Trotz diesen Massnahmen liessen sich Manipulationen nicht verhindern. Die Versuchung, die Kosten für den Energieverbrauch zu minimieren, war gerade in Zeiten der Rezession gross. Die *Schweizerische Bauzeitung* warnte 1940 vor «hausierenden Spezialisten», die gegen ein Entgelt bereit seien, Zähler «auf den gewünschten Stand zu korrigieren». Das geschehe meist durch «Anbohren des Zählerdeckels zwecks Einführung eines Drahtes zur Hemmung der Zählerscheibe».

In der Nachkriegszeit veränderte sich das Bewusstsein für den Stromverbrauch. Elektrische Kochherde, Kühlschränke, Heizungen, Staubsauger und Waschmaschinen gehörten ab den 1950er Jahren immer häufiger zur Standardausrüstung des Schweizer Haushalts. Gleichzeitig wurde Strom durch den Ausbau von Wasserkraftwerken und den Bau von Atomkraftwerken immer billiger. Die Notwendigkeit, die Stromkosten im Auge behalten zu können, war für viele obsolet geworden.

Die Stromzähler, die um 1900 noch repräsentatives Element der Stromversorgung gewesen waren, wurden nun als störende Infrastruktur wahrgenommen. Die Elektrizitätswerke wiesen den Geräten einen neuen Platz im Keller zu. Hier wurden sie neu, zusammen mit den Zählern der Nachbarwohnungen, gebündelt auf einem Elektrotableau installiert. Zwar noch gut einsehbar für den Kontrolleur, verschwanden sie aus dem Alltag der Konsumentinnen und Konsumenten. Damit ging auch ein Stück Wissen um die Kosten von Energie verloren. «Wieso darf ein ‹gebildeter› Mensch so ungebildet sein, dass er nicht zu wissen braucht, was eine Kilowattstunde ist?», fragte der Technikjournalist Erich Lasswitz bereits 1948 rhetorisch. «Dabei lebt er den ganzen Tag in Abhängigkeit vom elektrischen Strom.»

Erst durch das Aufkommen elektronischer Stromzähler seit den 2000er Jahren ist das Gerät wieder vermehrt ins Blickfeld geraten. Die sogenannten Smart Meter bieten eine digitale Schnittstelle, dank der sich der individuelle Stromverbrauch direkt per App auf dem Handy verfolgen lässt. Neuerdings sind es vor allem Fragen der Datensicherheit, die Juristinnen und aufmerksame Nutzer beschäftigen.

Kommt trotzdem wieder einmal eine Ableserin oder ein Ableser des Elektrizitätswerks vorbei, so mutet dies so altertümlich an wie die Begebenheit im Lied *Peter the Meter Reader* der amerikanischen Sängerin Meri Wilson aus dem Jahr 1981: Darin macht es sich eine Hausfrau nach getaner Arbeit auf der Veranda gemütlich. Plötzlich steht ein Mann vor ihr. Er gibt sich als Kontrolleur zu erkennen: «I'm here to read your meter. I'd like to see your kilowatts. Could you take me to your box?» Die beiden gehen zusammen ins Haus, es kommt offenbar zu einer intimen Begegnung. Nach einer Weile kommen sie zurück. Der Kontrolleur bestätigt, mit dem Zähler sei alles in Ordnung. In einem Monat komme er wieder. |G|



Jonas Schädler, Jahrgang 1988, ist Historiker und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Büro für Architekturgeschichte. Daneben ist er freiberuflich im Bereich der Denkmalpflege tätig. Er beschäftigt sich mit bau- und technikgeschichtlichen Themen und der Geschichte der Schweizer Industrie. 2023 erschien von ihm bei Chronos *Der Stromzähler. Elektrische Energie als Konsumgut, 1880–1950.*

Weiterführende Literatur

Giuliano Bruhin: «Zählen, Messen, Steuern, Regeln». Industrie im Bild. Fotografien aus dem Firmenarchiv Landis & Gyr. Zug 2015.

David Gugerli: Redeströme. Zur Elektrifizierung der Schweiz 1880–1914. Zürich 1996.

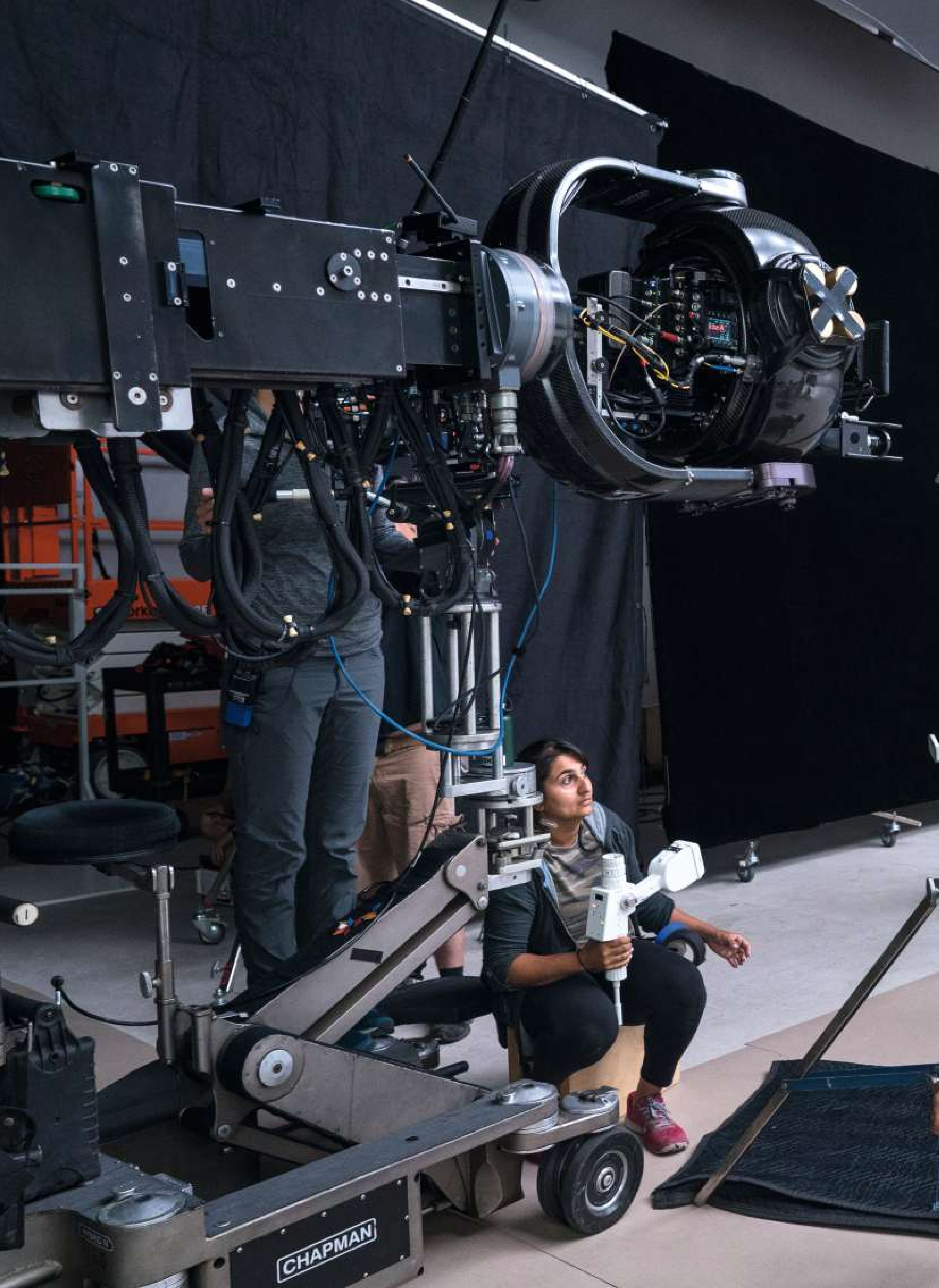
Thomas Hughes: Networks of Power. Electrification in Western Society, 1880–1930. Baltimore 1983.

Patrick Kupper und Irene Pallua: Energieregime in der Schweiz seit 1800. Bern 2016.

John L. Neufeld: Selling Power. Economics, Policy, and Electric Utilities Before 1940. Chicago 2016.

Nächste Ausgabe:

EINWANDERUNG


CHAPMAN

Geschichte wird Fiktion

Das Leben von Queen Elizabeth II., die Facebook-Gründung, die Pandemie: Spielfilme und Serien verarbeiten, was eben erst geschah. Führen sie zu einem falschen Geschichtsbild?

Von David Hesse



Es gibt eine reale Vorlage, aber der Film erzählt eine eigene Geschichte: Dreharbeiten für *Lucy in the Sky* (2019), inspiriert vom Leben der Nasa-Astronautin Lisa Nowak.



Oben: Ophelia Lovibond als Carrie Symonds mit Kenneth Branagh als Boris Johnson in der Serie *This England* (2022).
Unten: Der reale britische Premierminister Boris Johnson mit seiner Frau Carrie im Juni 2021 in Cornwall.

Die Gegenwart ist kaum vorbei, da kehrt sie schon zurück: im Spielfilm und als Streamingserie. Nachgespielte Zeitgeschichte unterhält ein Millionenpublikum.

Der Amoklauf des Bieler Rentners Peter K., der sich 2010 gegen die Räumung seines Hauses wehrte, der systematische Sexismus beim konservativen Fernsehsender Fox News oder das Chaos der Covid-Pandemie unter dem britischen Premierminister Boris Johnson: Alles lässt sich noch einmal in Ruhe daheim auf dem Sofa nacherleben. Sinnhaft von A nach B erzählt, portioniert in Happen, effektvoll geschnitten und verkörpert von den talentiertesten Schauspielerinnen und Schauspielern unserer Zeit. Wenn nicht exakt getreu den bekannten Fakten, dann «inspiriert» davon, wie es jeweils im Vor- oder Abspann heisst. Basierend auf wahren Begebenheiten – bis auf jene Stellen, die frei hinzuerfunden wurden.

Geschichte war schon immer ein Lieblingssujet des Kinos. Frühe Hollywoodproduktionen brachten das alte Rom, Jeanne d'Arc oder den Amerikanischen Bürgerkrieg auf die Leinwand. Dabei galt: Je ferner die Vergangenheit, desto eher konnte sie Spielfilm werden. Jüngste Geschichte wurde nur selten nachgedreht, sie war nicht exotisch genug – oder zu wenig vergangen, noch zu lebendig und zu kontrovers.

Das hat sich geändert. Heute wird mit Lust fiktionalisiert, was eben erst geschah. Das kann verwirren: «Politische Ereignisse werden heute so schnell zu TV-Dramen, dass wir Gefahr laufen, Fakt und Fiktion zu verwechseln», kommentierte der britische *Observer* 2022 angesichts des als Boris Johnson verkleideten Schauspielers Kenneth Branagh in der Miniserie *This England*. Hat Johnson nach seiner patriotischen Brexit-Day-Rede am 31. Januar 2020 wirklich mit dem Team Champagner getrunken und aus Shakespeare zitiert? Oder ist das nur gut erfunden?

Das Interesse an verfilmter Zeitgeschichte hat teilweise banale Ursachen. Erstens sind Dutzende neue Streamingplattformen auf der Suche nach Stoff, gute Geschichten sind begehrt. Zweitens mag im Publikum eine gewisse Fantasy-Müdigkeit eingekehrt sein – das vermeintlich echte Leben, die Authentizität wahrer Verbrechen und realer Politikerinnen, elektrisiert in einer Zeit des Virtuellen und der computergenerierten Bilder. Drittens ist die Zeitgeschichte bereits bekannt, vorerzählt von Presse und Fernsehen. Der Stoff hat Wiedererkennungswert. Und schliesslich kann mit dem Revue-passieren-Lassen des eben erst Geschehenen die eigene Lebenszeit entschleunigt und verarbeitet werden: Es wird Sinn erzeugt und dem Strom der Nachrichten ein Stück Bedeutung abgerungen.

Der Zunft der Historikerinnen und Historiker kann diese verfilmte Geschichte nicht einerlei sein. In Spielfilmen und Serien entstehen Geschichtsbilder, und sie sind wirkmächtiger als die allermeisten akademischen Texte. Unsere Vorstellung von historischen Figuren und Epochen ist von der Leinwand mindestens mitgeprägt – und das betrifft zunehmend auch die jüngste Vergangenheit.

Der neue britische König Charles III.? Hat ungeduldig Pläne zur Entmachtung seiner Mutter geschmiedet und seine erste Ehefrau Diana äusserst schlecht behandelt, die Netflix-Serie *The Crown* hat es gezeigt. Folter durch die CIA? War nicht schön, aber hat die USA letztlich zum Versteck des Terroristen Usama bin Ladin geführt, der Oscar-prämierte Spielfilm *Zero Dark Thirty* suggeriert es (ohne Grundlage, die realen Foltergeständnisse waren unbrauchbar). Facebook? War das Projekt eines misogynen Kontrollfreaks, *The Social Network* macht es deutlich. Elvis Presley? Hat sich schwarze Musik nicht angeeignet, sondern war selber fast schwarz und ein enger Freund des schwarzen Bluesgitarristen B. B. King – Baz Luhrmanns *Elvis* führt es vor (und bläht ein einziges Foto von King und Elvis zu einer antirassistischen Harmonie auf, die mehr zur Gegenwart passt als zu den 1950er Jahren).

Selbst Zeitzeugen berichten, dass die Filmversion ihrer eigenen Geschichte sie in die Irre führe. Geoffrey Howe, britischer Schatzkanzler unter Margaret Thatcher, gab, nachdem er den Fernsehfilm *Thatcher* (1991) gesehen hatte, zu Protokoll: «In fast jeder Szene, in der mein Handeln und meine eigenen Worte dargestellt waren, fielen mir ernsthafte, zweifellos unbeabsichtigte Ungenauigkeiten auf. Buchstäblich

Bild S. 62/63: Hilary Bronwyn Gayle / Courtesy of Searchlight Pictures; Bilder S. 64: Sky UK Ltd, Ludovic Marin / AFP

nichts stimmte so richtig. Wann immer ich aber nicht selber auf dem Bildschirm zu sehen war, war meine Skepsis wie ausgeschaltet. Ich bemerkte mich immer wieder denken: Also deshalb hat George oder Peter oder wer auch immer damals so gehandelt!» Plötzlich ergab alles Sinn. Der Verführungskraft eines guten Drehbuchs können sich selbst die Protagonisten der Vergangenheit nur schwer entziehen.

Für manche Kommentatoren ist eine solche Überlagerung von Geschichte und Fiktion alarmierend. Eine Serie wie *The Crown* passe zu unserem «Zeitalter der Unwahrheiten», findet etwa der britische Publizist Sir Simon Jenkins – und vergleicht die abgeänderten Reden der britischen Monarchin in der Netflix-Serie mit Donald Trumps Lügen der gestohlenen Wahl und Wladimir Putins Mythologie ukrainischer Nazis. «Lässige Verachtung für die Wahrheit ist dasselbe, wo immer sie geschieht.»

Gelassener sieht das der Kulturbetrieb. Der Chef-Fernsehkritiker der *New York Times,* James Poniewozik, findet die Gegenwart ungut besessen von Faktenchecks und der Idee, die Vergangenheit bis ins letzte Detail so zu rekonstruieren, «wie sie wirklich war». Ein solches Beharren auf exakten Nachbildungen habe doch etwas Kontrollwütiges. Die Kunst, so Poniewozik, müsse vor allem «Gefühle richtig hinbekommen», nicht Fakten. Ja Faktenhuberei stehe der packenden, stimmigen Geschichte oft im Weg. Die Macher von *The Crown* betonen in Interviews, sie würden nur dann von etablierten Tatsachen abweichen, wenn es einer grösseren Wahrheit diene. «Nur weil eine Szene oder ein wenig Dialog erfunden sind, heisst das nicht, dass sie nicht doch etwas Wahres veranschaulichen», fasst es eine sehr verständnisvolle Rezensentin des Magazins *Town & Country* zusammen.

Darf man Details verändern, um «grössere Wahrheiten» zu transportieren? Für professionelle Historiker war der Fall sehr lange klar: Auf keinen Fall! Hinzugedichtete Romanzen und Intrigen, Ungenauigkeiten im Umgang mit Kleidung und Kulissen, fehlender Kontext und forcierte Linearität: Historikerinnen und Historiker haben sich verfilmter Geschichte während Jahrzehnten primär mit gerunzelter Stirn genähert und lange Fehlerlisten erstellt. Das veränderte sich erst in den 1990er Jahren. Der «Visual Turn» – die Beschäftigung mit visuellen neben den traditionellen schriftlichen Quellen – brachte vielen Forschenden die Analyse von Bildern näher. Auch das Feld der «Public History» zeugt von verstärktem akademischem Interesse an nichtwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit, an Bürgerarchiven, Erinnerungspraktiken oder Kunstwerken. Heute stellen Geschichtswissenschafter Fragen zum Verhältnis zwischen Geschichte und Film, die über das Fehlersuchen hinausgehen: Welche Variante von Vergangenheit wird im Spielfilm inszeniert? Was wird betont, was weggelassen?

Ein Pionier dieser Fragen war Robert Rosenstone, Geschichtsprofessor am California Institute of Technology. Er hat das historische Erzählen im Spielfilm ab den 1990er Jahren in mehreren Publikationen untersucht – und verteidigt. Ein Spielfilm, schrieb Rosenstone, folge den Gesetzen seines Genres, er brauche Dramatisierung und Heroisierung, um als Film zu funktionieren. Zudem sei jeder Spielfilm zwar eine Interpretation von Vergangenheit, er entscheide sich für bestimmte Argumente und Perspektiven. Dasselbe aber gelte für jeden akademischen Text: «Weder dem Schreiber von Geschichte noch dem Filmemacher ist historische Buchstäblichkeit wirklich möglich.» Ganz nach dem Geschichtstheoretiker Hayden White erinnerte Rosenstone daran, dass wissenschaftliche Texte nicht die Geschichte selber sind, sondern Erzählungen davon, Interpretationen, Artefakte.

Das schiesst vielleicht übers Ziel hinaus. Es ist nicht dasselbe wie Geschichtsschreibung, wenn ein Spielfilm verdichtet, dazuerfindet, verschweigt. Ein Text kann unsichere Quellenlagen transparent darstellen, Vielstimmigkeiten differenziert wiedergeben, Rekonstruktion und Analyse trennen. Ein Spielfilm bleibt an die Zwänge des Genres gebunden, an Geradlinigkeit und Sinnhaftigkeit einer Story. Im Kern aber ist Rosenstones Appell an die Zunft gehört worden. Historikerinnen und Historiker fragen heute nicht mehr zuerst nach den Ungenauigkeiten im



Oben: Emma Corrin als Prinzessin Diana in *The Crown* (2016), mit Paparazzi im Londoner Stadtteil Earl's Court.
Unten: Die reale Lady Diana Spencer verlässt am 20. November 1980 ihre Londoner Wohnung.



Oben: Amanda Seyfried spielt in der Serie *The Dropout* (2022) die Theranos-Gründerin Elizabeth Holmes.
Unten: Elizabeth Holmes 2015 am Hauptsitz ihrer Gesundheitstechnologiefirma Theranos in Newark, Kalifornien.

Spielfilm, sondern eher nach dem Geschichtsbild, das vermittelt wird, nach den erzählerischen Absichten, nach der Beziehung zwischen Fiktion und Faktenlage.

So etwa bei *The Social Network* (2010). Sechs Jahre nach der Lancierung der Social-Media-Plattform Facebook erzählte der Spielfilm die Gründungsgeschichte nach, in 121 düsteren Minuten. Im Film gebiert der Harvard-Student Mark Zuckerberg (dargestellt von Jesse Eisenberg) die Idee für sein Netzwerk aus Frustration: Er ist wütend über die Zurückweisung einer jungen Frau und reagiert, indem er angetrunken gemeine Sachen über die Frau bloggt und eine Webseite aufsetzt, auf der Studentinnen mit Foto aufgeführt sind und nach ihrem Aussehen bewertet werden können. Im Film entsteht der Milliardenkonzern Facebook in einem Anfall von misogynem Zorn.

Das Geschichtsbild, das hier vermittelt wird, ist unmissverständlich. Der bleiche Startup-Bube Zuckerberg ist kein sympathischer amerikanischer Selfmademan, sondern ein unheimlicher, verhaltensauffälliger Einzelgänger. Selbst das Thema der Einsamkeit hinter den virtuellen Freundschaften wird bereits markiert: Am Ende des Films sehen wir Zuckerberg allein vor dem Bildschirm darauf warten, ob die Frau, die ihn zu Beginn verschmäht hat, seine Facebook-Freundschaftsanfrage annimmt. Publikum und Kritik waren schnell gewonnen, die Dialoge funkeln, die Inszenierung nimmt gefangen. *The Social Network* gewann drei Oscars.

Nicht so glücklich mit dem Spielfilm war der reale Mark Zuckerberg. Er nannte ihn «verletzend» und wehrte sich. Er wundere sich, sagte er 2010 vor Studierenden, dass die Macher zwar viele Details wie seine T-Shirts korrekt recherchiert und nachgestellt hätten, beim «ganzen Framing des Films» aber vollständig in die Fiktion abgedriftet seien. Er sei ganz sicher nicht verlassen und auch nicht zornig gewesen, die Wahrheit sei aber wohl nicht unterhaltsam genug gewesen, da der Film ihn allein beim Programmieren hätte zeigen müssen.

Doch der Konter Zuckerbergs verhallte. Die Öffentlichkeit fand den Spielfilm überzeugender. Zumal die nachfolgenden Jahre die düstere Story der Filmemacher nur zu stützen schienen: Die Facebook-Skandale rund um manipulierte Wahlen, Fake News und Verletzungen der Privatsphäre bestätigten viele Kritiker in der Ansicht, dass der Film eine tiefere Wahrheit transportiert habe. Für das Tech-Magazin *Wired* lag der Film «richtiger, als irgendwer geahnt hat», die *New York Times* attestierte ihm «grimmige Hellsicht», das Kulturmagazin *The Ringer* nannte ihn «spirituell korrekt», wenn auch nicht faktisch.

Der reale Mark Zuckerberg muss bis heute mit dem Spielfilm leben, den er mit viel Aufwand und Anwaltskosten zu verhindern versucht hat. Noch immer, das zeigte eine neue Biografie, wird er überall auf der Welt auf den Film angesprochen. Die langjährige Facebook-Topmanagerin Sheryl Sandberg sagte 2018: «Ich denke, der Film ist die Basis von vielem, was die Menschen über Mark denken.» Firmenintern heisst *The Social Network* nur «the movie».

Filme und Serien

This England (2022), Regie: Michael Winterbottom. – Grossbritannien und die Regierung Boris Johnsons im Griff der Covid-19-Pandemie.
The Dropout (2022), Autorin: Elizabeth Meriwether. – Aufstieg und Fall der betrügerischen US-Unternehmerin Elizabeth Holmes.
Super Pumped: The Battle for Uber (2022), Autoren: Brian Koppelman und David Levien. – Uber erschüttert die Taxibranche.
Elvis (2022), Regie: Baz Luhrmann. – Das Leben des King of Rock ’n’ Roll.
Peter K.: Alleine gegen den Staat (2022), Regie: Laurent Wyss. – Ein Bieler Rentner schiesst auf die Polizei, flieht und wird gestellt.
Stürm: Bis wir tot sind oder frei (2021), Regie: Oliver Rihs. – Doppelporträt des Schweizer Ausbrecherkönigs und seiner Rechtsanwältin.
Bombshell (2019), Regie: Jay Roach. – Journalistinnen wehren sich gegen Übergriffe des Fox-News-CEO.
The Crown (ab 2016), Autor: Peter Morgan. – Das Leben der britischen Königin Elizabeth II.
Die Auserwählten (2014), Regie: Christoph Röhl. – Fernsehfilm zum systematischen Missbrauch an der deutschen Odenwaldschule.
Zero Dark Thirty (2012), Regie: Kathryn Bigelow. – Die Jagd der CIA auf Usama bin Ladin.
The Social Network (2010), Regie: David Fincher. – Die Gründung von Facebook durch Mark Zuckerberg.
Thatcher: The Final Days (1991), Regie: Tim Sullivan. – Margaret Thatchers letzte Tage als Premierministerin des Vereinigten Königreichs.

Dass Spielfilme die Wahrnehmung der Wirklichkeit nachhaltig prägen, ist auch die Sorge des britischen Königshauses. In der Netflix-Serie *The Crown* wird die lange Regentschaft von Elizabeth II. nachgestellt – die erste Staffel erschien 2016, also noch zu Lebzeiten der im September 2022 verstorbenen Monarchin. Die Queen soll gemäss britischen Presseberichten selber gern eingeschaltet haben, wenn die Titelmusik von Hans Zimmer erklang und der nächste Abschnitt ihres Lebens in einer 50-Minuten-Episode dargestellt wurde.

The Crown erzählt recht kunstvoll eine Geschichte der Modernisierung, führt das Vereinigte Königreich von imperialer Grösse und dem Sieg über Nazi-Deutschland in die Phase der Dekolonialisierung, der Demokratisierung und der gesellschaftlichen Liberalisierung. Die Königin ist in dieser Erzählung immer beides: konservative Bremskraft und Bewahrerin der Tradition, aber selbst auch Opfer steifer Rituale und Zwänge. In ihrer Gesamtheit zeichnet die Serie durchaus ein differenziertes Bild der Monarchie.

Der reale Palast nahm die Filmerzählung lange schweigend hin. Die ersten Staffeln waren auch voller Sympathie für die junge Elizabeth, die nach dem Tod des Vaters die Bürde des Amts auf sich nahm. Als sich aber abzeichnete, dass viele Untertanen die Netflix-Fiktion als die Wahrheit betrachteten und selbst Prinz Harry öffentlich sagte, er informiere sich gern bei *The Crown* über seine Familie, wurden die Royalisten unruhig. Der königstreue Journalist Hugo Vickers nannte die Serie eine «völlige Pervertierung von Geschichte», und der frühere Premierminister John Major beschwerte sich über erfundene Begegnungen und Dialoge.

Dass Zeitzeugen sich gegen ihre Darstellung wehren, ist nicht selten. Ein ehemaliger Schüler der Odenwaldschule etwa klagte gegen seine Darstellung im ARD-Fernsehspiel *Die Auserwählten,* in dem der sexuelle Missbrauch an ihm und anderen Schülern nacherzählt wird. Das Oberlandesgericht Hamburg wies die Klage ab: Beim Film handle es sich um Fiktion, weshalb das Recht am eigenen Bild nicht verletzt sei. Weil der Kläger seine Geschichte Jahre zuvor selbst der Presse erzählt habe, seien auch keine Persönlichkeitsrechte tangiert. Der Kläger habe die «mediale Behandlung» hinzunehmen.

In den USA erhielt die pensionierte Staatsanwältin Linda Fairstein einen ähnlichen Bescheid, als sie gegen eine Netflix-Serie klagte, in der es um ihre Rolle bei der fälschlichen Verurteilung von fünf schwarzen und hispanischen Jugendlichen ging. Fairstein fand ihre Darstellung «grob und bösartig inakkurat», die Justiz aber befand, die künstlerische Dramatisierung kontroverser historischer Ereignisse sei eindeutig geschützt durch die in der Verfassung verbriefte Redefreiheit. Das heisst, jedenfalls für Akteure des öffentlichen Lebens: Die Beteiligten sind nicht die Eigner ihrer Vergangenheit.

Im Fall von *The Crown* ergriff der Buckingham-Palast keine rechtlichen Schritte, erinnerte die Öffentlichkeit 2022 aber in einem offiziellen Statement daran, dass die Serie «kein Dokumentarfilm» sei. Auch Netflix fügte einen Warnhinweis hinzu: Die Show sei nur «inspiriert» von realen Geschehnissen, eine «fiktive Dramatisierung». Wo die wahren Begebenheiten aufhören und die Inspiration beginnt, muss die Zuschauerschaft allerdings selbst herausfinden.

Idealerweise wirft verfilmte Geschichte einfach Fragen auf. Haben sich der Schweizer Ausbrecherkönig Walter Stürm und seine Rechtsanwältin Barbara Hug wirklich geküsst, wie es der Spielfilm *Stürm* (2020) zeigt? (Wir wissen nichts davon, Zeitzeugen sind skeptisch.) Hat Roger Ailes, der langjährige Geschäftsführer des rechtskonservativen Senders Fox News, wirklich, wie im Film *Bombshell* (2019), eine junge Mitarbeiterin namens Kayla zu sexuellen Handlungen gezwungen? (Die Figur der Kayla ist fiktiv, doch Ailes' Übergriffe auf Frauen sind vielfach dokumentiert.) Und hat der britische Premierminister Winston Churchill wirklich, so wie in *The Crown,* das Porträtgemälde verbrennen lassen, das der gefeierte Maler Graham Sutherland 1954 von ihm erstellt hatte und das vom Parlament bezahlt worden war? (Ja. Churchill fand, er sehe auf dem Bild aus wie ein Trinker, den man aus der Gosse gefischt habe. Bedienstete haben es zerkleinert und verbrannt.)

Illustration: Agata Marszalek

Wenn Fragen zum Verhältnis von Film und Faktenstand laut werden, ist das natürlich eine schöne Chance für Historikerinnen und Historiker. Sie erhalten Gelegenheit, der interessierten Öffentlichkeit den Weg zu den realen Quellen und ihren akademischen Arbeiten zu weisen, Orientierung zu schaffen. Vermehrt arbeiten sie dafür auch direkt mit Fanclubs und Wikipedianerinnen zusammen. Solche Faktenchecks sind dann eher freudvoll und partizipativ als lustlos und autoritär.

Ausgedient hat das Fact-Checking auf jeden Fall noch nicht. Auch wer anerkennt, dass es in der Geschichtsforschung keine Fertigwahrheiten gibt, die zum Abgleich mit dem Fernsehspiel aus der Archivschublade gezogen werden können, kann sich trotzdem für wissenschaftliche Ideale wie Überprüfbarkeit, Transparenz oder Beweisführung starkmachen. Wahrheiten entstehen nicht von selbst, sie müssen formuliert, erstritten, ausgehandelt werden. Doch das heisst nicht, dass es keine Fakten mehr gäbe.

Schlimm ist, wenn keine Fragen mehr auftauchen. Bei *The Crown* wie bei *The Social Network* sind es gerade die erschlagend korrekten Details, die das Sensorium für kreative Abweichungen schwächen. Wo Filmemacher so sehr um Authentizität bemüht sind, wird falsches Vertrauen aufgebaut, das Publikum eingelullt.

Kaum Hilfe bieten können Fachleute, wenn es um den richtigen Zeitpunkt für eine Nacherzählung geht. Ist es angemessen, nur wenige Jahre nach den realen Geschehnissen bereits eine fiktive Erzählung zum sexuellen Missbrauch bei Fox News in die Kinos und auf die Streamingplattformen zu bringen? Vielleicht schon, wenn man bedenkt, dass viele der realen Opfer sich nicht öffentlich zum Geschehen äussern dürfen, weil sie beim Sender Vertraulichkeitserklärungen unterzeichnet haben. Die Fiktion bietet Gelegenheit, Teile ihrer Geschichten dennoch ans Licht zu bringen.

Anders liegt der Fall beim Reenactment der Corona-Pandemie mit ihren vielen Toten. Im Fall von *This England* ist das Urteil der Kritik einhellig. Der *Guardian* lobte zwar noch Kenneth Branaghs Imitation von Boris Johnsons Stimme («dieser furchtbare feuchte, sich aufplusternde Tonfall»), fand die ganze Serie aber unerträglich, weil sie sowohl «zu früh wie auch zu spät» komme. Zu spät, weil die Geschichte ja weiterhin geschehe, Corona und auch der Streit um Johnsons Krisenmanagement noch nicht vorbei seien. Zu früh aber, weil die Kunst dieser schmerzhaften jüngsten Vergangenheit offensichtlich noch keinen Sinn habe abgewinnen können. Es bedeute alles noch nichts.

Eine bemerkenswerte Beschwerde. Tatsächlich versagt die so sehr um Detailtreue bemühte filmische Nachinszenierung ausgerechnet auf der Ebene der Fiktion. Sie stellt keine Thesen zur tieferen Bedeutung auf, sondern reiht bloss Ereignisse aneinander. So muss der Film frustrieren, ja Absurdheitsgefühle auslösen: Menschen laufen nach links, nach rechts, verfassen Papiere, verlesen Beschlüsse, aber was heisst das alles? Filme erzählen Geschichten. Geschichten haben Anfang, Ende, Sinn. Wenn auch der Spielfilm ratlos bleibt, hat er seinen Zweck verfehlt. |G|



David Hesse, Jahrgang 1979, ist promovierter Historiker. Er war Redaktor der *NZZ am Sonntag* und USA-Korrespondent von *Tages-Anzeiger* und *Süddeutscher Zeitung*. Heute ist er zuständig für Zukunftsfragen und Stiftungsentwicklung bei der Stiftung Mercator Schweiz.

Weiterführende Literatur

Steven Fielding: A State of Play. British Politics on Screen, Stage and Page, from Anthony Trollope to *The Thick of It*. London 2014.

Thomas Fischer und Rainer Wirtz (Hg.): Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen. Konstanz 2008.

Andreas Kötzing und Annette Schuhmann (Hg.): Streaming History, in: Zeitgeschichte online, Dezember 2021.

Robert Rosenstone: Visions of the Past. The Challenge of Film to Our Idea of History. Cambridge 1995.

Jonathan Stubbs: Historical Film. A Critical Introduction. New York 2013.



«Fünfundzwanzig Tage dauerte die Evakuierung auf die andere Seite des Ural.»
Mark Varshavsky, aufgenommen daheim in Basel.

«Ich war nicht im KZ»

Als 1941 die Deutschen einmarschierten, verlegte der sowjetische Staat nicht nur über tausend Fabriken nach Osten, sondern brachte auch Millionen von Menschen in Sicherheit. Unter ihnen war Mark Varshavsky, ein jüdischer Cellist aus der Ukraine. Er erinnert sich, wie er dadurch dem Holocaust entkam.

Text Simone Müller **Foto** Annette Boutellier

Zuerst wurde Lenin in Sicherheit gebracht. Wladimir Iljitsch Lenin, genauer: seine Leiche, denn der russische Revolutionär ruhte bereits seit siebzehn Jahren im Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau, als die deutsche Wehrmacht am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion einmarschierte. Der Parteichef Josef Stalin wollte das Risiko, die sterblichen Überreste seines Vorgängers von einer deutschen Bombe zerfetzt zu sehen, nicht eingehen und liess den Leichnam kurzerhand in die zweitausend Kilometer entfernte sibirische Kleinstadt Tjumen evakuieren – in einem streng bewachten Eisenbahnwagen mit austariertem Raumklima und speziellen Stossdämpfern.

In Tjumen wurde der Sarkophag mitsamt einem Team von Einbalsamierungsspezialisten in einem leerstehenden Schulgebäude untergebracht und dort unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen bis zum Kriegsende aufbewahrt. Um die Mission möglichst geheim zu halten, führte man in Moskau unterdessen weiterhin täglich die zeremonielle Wachablösung durch – vor Lenins leerem Mausoleum.

Die symbolträchtige Aktion stand am Anfang einer staatlich organisierten Massenumsiedlung, die als grösste Evakuierung von Menschen und Maschinen in die Geschichte eingehen sollte. Zwischen 17 und 25 Millionen sowjetische Bürgerinnen und Bürger sowie mehr als 1500 Industrieanlagen wurden in den ersten Monaten nach dem deutschen Angriff in den Osten der Sowjetunion verfrachtet. Nach Kasachstan, nach Sibirien, in den Ural.

So auch der damals achtjährige Mark Varshavsky. Zusammen mit seiner Mutter und dem jüngeren Bruder Ilja sowie sechzig weiteren Bürgern wurde er im Oktober 1941 in einem Viehwaggon aus der ukrainischen Stadt Charkiw nach Kasachstan gebracht – dank der Evakuierung überlebte die Familie den Holocaust.

Basel, September 2020. Mark Varshavsky sitzt in seiner Wohnung in einer ruhigen Seitenstrasse des Bruderholzquartiers vor einem antiken Holzschrank, die Augen halb geschlossen. Im Schrank stapeln sich Musiknoten, gut sichtbar durch die verglasten Türen. Er tut, was er fast sein ganzes Leben lang getan hat: Mark Varshavsky spielt Cello. Nur in der kasachischen Steppe hat er nicht Cello gespielt. In Kasachstan ging es ums Überleben.

Im Musikzimmer steht noch ein zweiter grosser Schrank mit Noten, zudem ein Schreibtisch mit Computer und Bildschirm, an der Wand eine einzige Schwarz-Weiss-Fotografie: Rosalia Chainowskaja, seine Mutter. Mark Varshavsky

hat nur wenige Bilder aufgehängt. Zur Familie gehört noch: Alexander Varshavsky, sein Vater. Er ist im Krieg gefallen. Alexander heisst auch Mark Varshavskys Sohn.

Eine Hand hält den Bogen, die andere drückt die Saiten, die Augen sind jetzt ganz zu. Er spielt auswendig, Johann Sebastian Bach. «Schmerz», sagt Mark Varshavsky, «verändert die Musik.» Was er in Kasachstan erlebt hat, prägt die Art und Weise, wie er spielt.

Fragen nach seiner Geschichte beantwortet er freundlich und knapp, zwischendurch serviert er Kaffee. Zu jeder Biografie gehören Leerstellen, und nicht alles ist erzählbar. Erinnerungslücken sind nicht immer auf das Alter zurückzuführen, auf die lange Zeitspanne, die zwischen Erfahrung und Erinnerung liegt. Vergessen kann auch Voraussetzung sein für das Weiterleben nach traumatischen Erlebnissen – das gilt für Zeitzeugen des Holocaust ebenso wie für Überlebende von Genozid und Krieg in anderen Epochen. Bei Mark Varshavsky ist es vielleicht so: Wo Erinnerung sich nicht in Sprache fassen lässt, streicht der Bogen über die Saiten; da beginnt die Musik.

Er war sieben Jahre alt, als er Cello zu spielen begann. Drei oder vier Monate lang, bis zum Einmarsch der Wehrmacht in die Sowjetunion. Wenn die Cellostunde gut gelaufen war, hatte die Mutter ihm jeweils ein Stück vom besten Kuchen gekauft. «Aber ich wurde verwöhnt und wollte dann jedes Mal Kuchen, nach jeder Stunde!» Mark Varshavsky, dunkle Haare, dichte buschige Augenbrauen, hält den Kopf ein wenig schief und lacht.

«Vor dem Krieg»: So beginnen viele seiner Sätze. «Vor dem Krieg», das heisst: vor dem deutschen Überfall. Er erinnert sich genau an diesen Tag. «In den Innenhöfen vieler Häuser standen trichterförmige Radiolautsprecher. Sie waren selten eingeschaltet, nur wenn es wichtige Mitteilungen gab. Aber dann hörte man das überall.» Mark Varshavsky, 1933 in Melitopol geboren, lebte mit den Eltern und dem Bruder in der ostukrainischen Stadt Charkiw und war draussen auf der Strasse, als am frühen Nachmittag des 22. Juni 1941 plötzlich die stotternde Stimme von Wjatscheslaw Molotow aus den Lautsprechern dröhnte. Der sowjetische Aussenminister hatte zwei Jahre zuvor den Nichtangriffspakt mit Deutschland unterzeichnet. «Molotow stotterte auch unter normalen Umständen, aber diesmal stotterte er vor Aufregung noch viel mehr. Er sprach von unseren besten Freunden, die in der vergangenen Nacht überraschend in die Sowjetunion eingefallen seien.» Noch am gleichen Tag kamen die ersten Flugzeuge. «Wenn sich zwei Lichtstrahlen am Himmel kreuzten, dann wussten wir, dass ein Flugzeug verfolgt und beschossen wurde.» Ein nächtliches Spektakel für die Kinder: «Wir fanden es lustig, weil wir den Ernst der Lage nicht verstanden.»

Einmal blättert er kurz in einem Fotoalbum, stoppt bei einem der wenigen Bilder, die vom Vater geblieben sind: dunkle Augen, hinter einer Nickelbrille versteckt, ein ernster Blick, weisses Hemd mit Krawatte. Mark Varshavsky war etwa zehnjährig, als er ihn letztmals sah, in Kasachstan, bevor der Vater in die Armee eingezogen wurde. Von der Ostfront hatte er noch Briefe geschickt. «Er schrieb, dass er im Graben sitzt. Etwas anderes durfte er nicht sagen, denn die Briefe wurden zensuriert.» Später hiess es, Alexander Varshavsky sei verschollen, «irgendwo in der Umgebung von Leningrad». Das ist alles, was Mark Varshavsky weiss.

Ein paar Seiten weiter im Fotoalbum: die Mutter Rosalia am Strand, 1939 auf der Halbinsel Krim, neben sich die beiden Söhne, im Badeanzug. Ihre Geschichte führt zurück in jene Zeit, als das Gebiet der heutigen Ukraine ein religiöses, kulturelles und politisches Zentrum des osteuropäischen Judentums war – eine Folge auch der weitreichenden Glaubens- und Handelsfreiheit im Königreich Polen, zu dem zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert weite Teile der Ukraine gehörten. Damals waren viele Juden aus Mitteleuropa in dieses Gebiet gezogen, die jüdische Kultur erlebte eine Blüte. Um 1900 lebte hier noch immer ungefähr ein Viertel der gesamten jüdischen Weltbevölkerung. In Rosalias Familie wurde Jiddisch gesprochen, ihr Vater, ein angesehener Kantor in Melitopol, hatte eine «wunderschöne Stimme». Rosalia trat in seine Fussstap-

Bild: privat / Repro: Annette Boutellier



Zwei Jahre später, nach dem Einmarsch der Deutschen, wurden sie in die kasachische Steppe evakuiert: Die Brüder Ilja (links) und Mark Varshavsky – hier mit einem Kindermädchen – 1939 in den Ferien auf der Krim.

fen, wurde Pianistin, später in Charkiw Direktorin einer Musikschule. Ihre beiden Söhne wurden Musiker wie sie; Mark Cellist und Ilja, der jüngere, Klarinettist.

«Sie müssen wissen, ich war nicht im KZ.» Mark Varshavsky wird den Satz wiederholen, als ob er der Bedeutsamkeit seiner Erfahrungen misstraute – andere haben Auschwitz überlebt. Dann erzählt er vom Sommer 1941. Die «Operation Barbarossa» kam vorerst zügig voran, die deutschen Truppen nutzten das Überraschungsmoment und stiessen auf dem Territorium der überrumpelten Sowjetunion rasch nach Osten vor. Sie begannen sofort damit, die nationalsozialistische Rassenideologie umzusetzen und Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma, aber auch psychisch Kranke, Kommunistinnen und Partisanen systematisch zu vernichten.

Mobile Mordkommandos der SS, unterstützt von der Wehrmacht und lokalen Kollaborateuren, organisierten Massenerschiessungen in Schluchten, auf offenem Feld oder im Wald. Einer von drei im Holocaust ermordeten Juden starb durch Erschiessung, durch den «Holocaust by bullets». In Babij Jar, einer Schlucht bei Kiew, kam es im September 1941 zum grössten einzelnen Massaker, das die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg anordnete; mehr als 33 000 Frauen, Kinder und Männer wurden ermordet.

Am 23. Oktober 1941 besetzte die Wehrmacht schliesslich Charkiw, im Dezember wurden die verbliebenen Jüdinnen und Juden in ein Ghetto getrieben und von dort in die nahe Schlucht Drobizkij Jar – bis zu dreihundert Menschen täglich. Die Männer wurden erschossen, Frauen und Kinder in einem Gaswagen umgebracht. Die Massenerschiessungen, «Massaker von Drobizkij Jar» genannt, sollten bis 1943 weitergehen.

Der sowjetische Staat hatte jedoch bereits im Sommer 1941 mit der Evakuierung von Bürgerinnen und Bürgern und dem Transport von Industrieanlagen und Rüstungsbetrieben ins Innere der Sowjetunion begonnen, in Gebiete mit Rohstoffen, die für die Herstellung von Kriegsmaterial

benötigt wurden: Eisen und Stahl (im Ural), Kohle und Kupfer (in Sibirien). Auch Fabriken für zivile Güter wurden zerlegt, auf die Eisenbahn verladen und mehrere hundert Kilometer weg von der Front wieder aufgebaut, oftmals auch umgerüstet für die Produktion von Kriegsmaterial. Eine beispiellose räumliche Verschiebung von Ressourcen, die für den Kriegsverlauf entscheidend sein sollte: Die Versorgung der Roten Armee mit Menschen, Waffen und Munition war fortan gewährleistet.

Zivilpersonen, die auf einen offiziellen Evakuationszug wollten, mussten eine Erlaubnis der zuständigen Behörde vorweisen. Priorität hatten die Fachkräfte, die im Osten gebraucht wurden, um die zerlegten Fabriken wieder aufzubauen, aber auch Wissenschafterinnen oder Politiker. Die Evakuierung von Juden und Jüdinnen wurde nicht als besonders dringlich eingestuft.

«Sie dachten, es kämen wieder die gleichen Deutschen wie im Ersten Weltkrieg. Aber die SS, das waren Kriminelle.»

Ende der 1930er Jahre lebten ungefähr 130 000 jüdische Frauen, Männer und Kinder in Charkiw, etwa 100 000 von ihnen flohen im Sommer und Frühherbst 1941 nach Osten – viele auf eigene Faust, andere mithilfe der staatlichen Transporte. Zurück blieb, wer zu schwach war für die Flucht, Alte, Kranke und Gebrechliche, aber auch Intellektuelle, die den Ersten Weltkrieg erlebt hatten und die Situation falsch einschätzten. Mark Varshavsky formuliert es so: «Sie dachten, es kämen die gleichen Deutschen wie damals, korrekte Offiziere mit einem Monokel an der Westentasche und einem gewissen Kulturniveau. Aber das war ein grosser Irrtum. Die SS, das waren Kriminelle, arbeitslose, deklassierte Elemente ohne Skrupel, die hatten mit jenen Offizieren nichts zu tun.» Rosalia Chainowskaja und ihre Söhne Mark und Ilja entkamen im letzten Moment: Sie wurden am 7. Oktober 1941 evakuiert, knapp zwei Wochen bevor die deutschen Truppen in Charkiw einmarschierten. Als sie das Haus verliessen, klappte die Mutter Marks Fahrrad zusammen und verstaute es hoch oben auf dem Schrank. Er hatte es kurz vor dem Krieg bekommen und war stolz darauf: «So ein Fahrrad war damals etwas sehr Spezielles in Russland!» Alexander Varshavsky, der Vater, musste als Angehöriger des Zivilschutzes noch in der Stadt bleiben, er wurde erst später nach Kasachstan gebracht.

Fünfundzwanzig Tage dauerte die Evakuierung auf die andere Seite des Urals, jenes riesigen Gebirgszugs, der sich auf einer Länge von zweitausend Kilometern von Norden nach Süden erstreckt und den europäischen vom asiatischen Teil der Sowjetunion trennt. Manchmal fuhr der Zug zwölf Stunden ohne Unterbruch, manchmal nur zwei. «Wenn feindliche Flugzeuge in der Nähe waren, hielt der Zug, wir mussten aus dem Waggon klettern und uns draussen flach auf den Boden legen.» Mark Varshavsky erinnert sich an das wenige Gepäck: «Die Mutter hatte Konservendosen, Zwieback, Käse mitgenommen. Auch ein paar Kleider, ihren Schmuck, Wertsachen und Teeblätter.» Die Kasachen, so hiess es, seien ganz versessen auf diesen Tee, den sie so stark zubereiteten, dass er «wie eine Droge» wirke.

Mehrere Tagesreisen weg von Charkiw, in der Nähe des Urals, dann eine Szene, die dem Achtjährigen für immer im Gedächtnis bleiben wird: Kasachen reiten auf grossen Kamelen ganz nahe an den Zug heran. Die Frauen aus Charkiw werfen Pakete mit Teeblättern aus den Viehwaggons, die Reiter fangen sie in der Luft auf, werfen Butterröllchen und Fleisch zurück. «Ein faires Tauschgeschäft», Varshavsky lacht, «sie hauten uns nicht übers Ohr.» Innere Bilder, die Jahrzehnte überdauerten.

Ein anderes entstand in jenem Schreckensmoment, als der Zug nach einem Halt wieder losfuhr, bevor die Mutter und die Tante mit den Wassereimern zurück waren. An den Bahnstationen gab es Trinkwasser, abgekocht wegen der Typhusbakterien. «Sobald der Zug hielt, sprangen

Bild: privat / Repro: Annette Boutellier

die Frauen hinunter, um die leeren Eimer zu füllen. Das war sehr gut organisiert. Aber niemand wusste, wie lange ein Aufenthalt dauerte. Wer nicht da war, wenn sich der Zug wieder in Bewegung setzte, riskierte zurückgelassen zu werden – mitten im Krieg.» Überleben ist auch immer eine Frage des Glücks: Der zuständige Militärkommandant liess Rosalia Chainowskaja und die Tante auf einen Lastwagen aufsteigen, der dem Zug bis zur nächsten Station hinterherfuhr.

Die lokalen Behörden in den Ankunftsorten waren angehalten, provisorische Unterkünfte für die Evakuierten bereitzustellen, ebenso Nahrungsmittel und medizinische Versorgung. Ab November 1941 installierte die Parteizentrale in Moskau eine eigene Evakuationsverwaltung mit Niederlassungen in allen Städten und Regionen der Zielrepubliken. Trotz riesigem bürokratischem Aufwand und den drei Billionen Rubel, die Moskau bis Anfang 1942 für die Evakuierungen ausgab: An den Bahnhöfen herrschten chaotische Zustände, die Nahrungsmittel reichten nicht aus, um die Evakuierten zu versorgen, Krankheiten grassierten, viele Menschen waren verzweifelt, starben an Erschöpfung oder weil Medikamente fehlten.

Rosalia Chainowskaja und ihre zwei Söhne kamen in die kasachische Steppe, sechs Kilometer entfernt von Aktjubinsk, einer Stadt, die im Krieg zu einem Zentrum der metallurgischen Industrie heranwuchs. Ihre Unterkunft: «eine Baracke mit einem oder zwei Zimmern, ohne Fundament, irgendwo auf einem Feld». Auch ein Bruder der Mutter war mit seiner Familie dort einquartiert. Und in jener kurzen Zeit, in der Alexander Varshavsky in Kasachstan war, lebte auch er dort. Er arbeitete als Ingenieur in einer Brotfabrik, bevor er in die Armee eingezogen wurde. Die Mutter kümmerte sich um die Familie.

Das tägliche Leben? Mark Varshavsky skizziert es in groben Strichen. Er erwähnt die «katastrophalen hygienischen Bedingungen». Einmal erkrankte er an Typhus und musste nach Aktjubinsk ins Spital gebracht werden. Er erzählt von Insekten, «grossen, ekligen Tieren», von unerträglicher Hitze im Sommer und bitterer Kälte im Winter. Fiel das Thermometer auf minus vierzig Grad, war der Hunger besonders schlimm, und wenn es regnete, wurde das Feld, auf dem die Baracke stand, zu Morast.

Eine Schule? «Das gab es nicht. Aber ich habe viel gelesen!» Die Mutter hatte ihm das Lesen beigebracht, und sie beschaffte Bücher, «wahrscheinlich aus einer Bibliothek in Aktjubinsk, ich weiss es nicht genau». Einmal pro Tag fuhr ein Bus nach Aktjubinsk, manchmal aber auch nicht.

Ein letztes Bild aus Kasachstan: Der Bruder der Mutter, Chemiker von Beruf, erhitzt in einem grossen Kübel Phosphor, tunkt kleine Holzspäne in die hochgiftige Flüssigkeit. Er stellt Streichhölzer her, die er auf dem Schwarzmarkt in Aktjubinsk verkauft. Die Kinder helfen, «obwohl das sehr gefährlich war». Der Onkel macht auch Seife, «aus altem Fett». Aber trotz dem Geschäft mit der Seife und den Zündhölzern, trotz Lebensmittelmarken – zu essen gab es nie genug.



In ihrer Familie sprach man Jiddisch: Rosalia Chainowskaja, die Mutter von Mark Varshavsky.



In der Sowjetunion wurde es eng für ihn: Varshavsky auf dem Plakat eines Konzerts in Moskau, etwa 1963.

Sie blieben bis 1944 in Kasachstan. Die Kapitulation der Wehrmacht in Stalingrad im Februar 1943 hatte das Kriegsgeschehen an der Ostfront grundlegend verändert, die deutschen Truppen wurden von der Roten Armee zunehmend in die Defensive gedrängt. Im August 1943 eroberten die Sowjets Charkiw zurück, eine der am härtesten umkämpften Grossstädte der Sowjetunion. Die Rückreise? Ein einziger Satz muss genügen: «Die ging viel schneller als die Hinreise.»

Die Ukraine gehörte zu den Hauptkriegsschauplätzen der Ostfront, Millionen von Menschen hatten ihr Leben verloren, 714 Städte und 28 000 Dörfer waren dem Erdboden gleichgemacht worden. Charkiw war beinahe vollständig zerstört. Im Haus von Rosalia Chainowskaja hatte sich ein Kollaborateur eingenistet, «ein sehr merkwürdiger Typ mit kriminellen Neigungen», der sich weigerte zu gehen.

Das Fahrrad, das die Mutter auf dem Schrank verstaut hatte, war verschwunden. Nur das Klavier stand noch da, unbeschädigt und genau dort, wo es schon immer gewesen war.

Inmitten der Trümmer begann Mark Varshavsky wieder Cello zu spielen. Widerwillig zuerst, ein oder zwei Jahre später bereits so oft, wie es nur ging. Die Cellolehrerin kam für den Unterricht ins Haus von Rosalia Chainowskaja. Auch die Mutter unterrichtete ihre Klavierschülerinnen und -schüler dort – sie erhielt dafür eine Extraportion Kohle. «Es war immer warm bei uns. Zum Essen waren oft mehrere Leute am Tisch. Wir hatten zwar fast nichts, aber die Atmosphäre war herzlich.»

Rosalia Chainowskaja bekam zudem eine kleine Kriegswitwenrente. Um ihr Einkommen aufzubessern, verkaufte sie Socken auf dem Wochenmarkt. Einer ihrer Brüder hatte eine Strickmaschine, er schickte ihr die Socken per Post. «Wenn die Mutter jeweils vom Markt zurückkam, brachte sie Butter und Fleisch mit. Die Freude war unbeschreiblich!» Mark Varshavsky, elf Jahre alt, besuchte erstmals im Leben eine Schule.

Die Stationen seines Lebens nach dem Krieg? Mit sechzehn ging er weg von Charkiw, nach Moskau, studierte Cello am Musikkonservatorium und später Dirigieren am staatlichen Konservatorium in St. Petersburg, einer der bedeutendsten russischen Musikhochschulen. Ein Foto im Album zeigt ihn 1962 auf der Bühne des Bolschoi-Theaters in Moskau, nach einer *Schwanensee*-Aufführung, das Cello hat er bereits weggelegt. In der Mitte die Ballerina im weissen Tutu, links von ihr Mark Varshavsky mit ernstem Gesicht. Scheu, so scheint es, zurückhaltend, dabei immer freundlich. Dass er schon in der Sowjetunion zu den Grossen seines Fachs gehörte, deutet er höchstens an.

Trotzdem wurde es zusehends schwieriger für ihn, seinen Beruf auszuüben, «ich hatte fast keine Konzertauftritte mehr». Das hatte auch mit der Politik in Nahost zu tun: Nach dem Sechstagekrieg von 1967 verschlechterten sich die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Israel massiv, «der staatlich initiierte Antisemitismus nahm zu». Mark Varshavsky stellte Ausreiseanträge – sie wurden alle abgelehnt. Bis 1972

Bild: privat / Repro: Annette Boutellier; Illustration: Agata Marszalek

Yehudi Menuhin, damals Präsident des Musikrats der Unesco, nach Moskau kam und in einer Rede den Umgang der sowjetischen Regierung mit Dissidenten kritisierte. Varshavsky suchte den berühmten Musiker in seinem Hotel auf, und dieser verschaffte ihm die Einladung, die es für eine Ausreise in den Westen brauchte.

Zehn Tage gaben ihm die sowjetischen Behörden Zeit, um die Wohnung abzugeben, zu packen, sich zu verabschieden. Mark Varshavsky flog nach Wien. «Das war ein unglaubliches Gefühl. Ich war 39 Jahre alt und mein ganzes Leben lang nie im Ausland gewesen.» Ein paar Monate lebte er in Israel, später in Italien und in New York. Menuhin half ihm, auch im Westen musikalisch Fuss zu fassen. 1975 kam er in die Schweiz, der Liebe wegen: Bei einem Auftritt in Siena hatte Varshavsky die Basler Cellistin Christine Lacoste kennengelernt, seine zukünftige Frau.

Drei Sätze zu Alexander, seinem Sohn. Er wurde schon 1970 geboren, zwei Jahre bevor Mark Varshavsky die Sowjetunion verliess. Mit der Emigration verlor er die Staatsbürgerschaft, er konnte nicht mehr in die Sowjetunion einreisen. Erst 1989, als die Mauer in Berlin fiel und die Grenzen zu den Staaten des Ostblocks aufgingen, sah er Alexander wieder, er war inzwischen achtzehn Jahre alt – das ist alles, was er zu seinem Sohn sagen möchte. Rosalia Chainowskaja starb 1988, Varshavsky hat die Mutter nie mehr gesehen.

Basel, September 2020, nach dem Gespräch spielt Mark Varshavsky noch einmal ein Stück. Wer es komponiert hat? Er antwortet lange nicht – und sagt dann plötzlich doch: «Edouard Lalo, der französische Komponist.» Wichtig ist das nicht. Wichtig ist, wie er spielt, wie die Gefühle in die Musik kommen, die Erfahrung von Verlust und Schmerz.

Im Februar 2022 beginnt der russische Krieg gegen die Ukraine. Was er empfinde, wenn er die Bilder der zerstörten Stadt Charkiw im Fernsehen sieht? In einer E-Mail im März jenes Jahres bleibt Mark Varshavsky vage: «Die Berichterstattung über die Ereignisse in der Ukraine bringt wenig Einblick in das, was in Wirklichkeit dort passiert.» Monate später erwähnt er eher beiläufig, wie sehr ihn die Bilder aufwühlen.

Im Winter 2022/23 spielt Mark Varshavsky mehrmals an Lesungen zu jenem Buch, in dem er porträtiert ist: *Bevor Erinnerung Geschichte wird*. Im März 2023 in Zürich lässt ihn ein Taxifahrer am falschen Ort aussteigen, er schnallt das Cello auf den Rücken und geht den langen Weg bis zum Veranstaltungsort in der Altstadt zu Fuss. Als er schliesslich ankommt, ist er ausser Atem und erschöpft – aber das sagt er nicht. Er trinkt Kaffee und spielt: *Kaddisch* von Maurice Ravel und *Baal Shem* von Ernest Bloch.

Im Juli 2023 wird Mark Varshavsky neunzig Jahre alt. Er spielt und spielt; manchmal zittert die Hand ein wenig, die den Bogen führt. |G|



Simone Müller, Jahrgang 1967, studierte Germanistik und Ethnologie in Bern und Wien. Sie arbeitet als Autorin und freie Journalistin in Bern und hat über junge Schweizerinnen geschrieben, die vor und nach dem Zweiten Weltkrieg nach England ausgewandert sind (*Über London und Neuseeland nach Eggiwil,* Verlag Hier und Jetzt 2015, und *Alljährlich im Frühjahr schwärmen unsere jungen Mädchen nach England,* Limmat 2017). Seit 2019 beschäftigt sie sich mit Holocaust-Überlebenden, letztes Jahr publizierte sie das Buch *Bevor Erinnerung Geschichte wird* (Limmat). Die Gespräche mit Mark Varshavsky hat sie im Rahmen dieses Buchprojekts geführt.

Weiterführende Literatur

Bert Hoppe u. a. (Hg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Bände 7 und 8. München 2011 und Berlin 2016.

Larry E. Holmes: Stalin's World War II Evacuations. Triumph and Troubles in Kirov. Lawrence, Kansas, 2017.

Tal Leder: Letzte Zuflucht Kasachstan, in: Jüdische Allgemeine, 18. August 2020.

Rebecca Manley: To the Tashkent Station. Evacuation and Survival in the Soviet Union at War. Ithaca, New York, 2009.

Simone Müller: Bevor Erinnerung Geschichte wird. Überlebende des NS-Regimes in der Schweiz heute – 15 Porträts. Fotografien von Annette Boutellier. Zürich 2022.



Russen in Kalifornien

Vor zweihundert Jahren schoben die USA dem Kolonialismus auf ihrem Kontinent einen Riegel vor. Kurz zuvor hatten sich Russen vom kalten Alaska ins sonnige Kalifornien aufgemacht.

Von Ralf Höller



Fünf Jahre lang bereiste der Maler Ilja Wosnessenski Russisch-Amerika im Auftrag der russischen kaiserlichen Kunstakademie. Sein Bild von 1841 zeigt die befestigte Siedlung Fort Ross in Kalifornien.

Amerika den Amerikanern: Auf diese Maxime lässt sich die Forderung reduzieren, die James Monroe am 2. Dezember 1823 in einer Rede an die Nation stellte. Der fünfte US-Präsident verlangte von den europäischen Mächten, sich nicht weiter auf dem amerikanischen Kontinent auszubreiten – ein Aufruf, der als Monroe-Doktrin in die Geschichte einging. Einzig bestehende europäische Kolonien waren vom Postulat ausgenommen. Die Vereinigten Staaten, betonte Monroe, hätten sich niemals an den Kriegen europäischer Mächte beteiligt und beabsichtigten auch in Zukunft nicht, sich in europäische Belange einzumischen. Im Gegenzug verbat sich Monroe, dass amerikanische Rechte «angegriffen oder ernsthaft bedroht werden». Sollte dieser Fall einmal eintreten, erklärte er, «treffen wir Vorbereitungen für unsere Verteidigung».

Die Monroe-Doktrin ist seit zweihundert Jahren ein Eckpfeiler von Washingtons Aussenpolitik. Sie bezieht sich nicht nur auf US-amerikanisches Staatsgebiet, sondern schliesst alle unabhängigen Staaten der westlichen Hemisphäre ein, auch die «ganz weit entfernten». Die USA würden, versicherte Monroe, «unsere südlichen Brüder» niemals «sich selbst überlassen»; eine europäische Einmischung in Mittel- oder Südamerika wäre nichts anderes als «ein unfreundlicher Akt gegenüber den Vereinigten Staaten».

In den just unabhängig gewordenen lateinamerikanischen Ländern wurde das zunächst als Solidaritätsbekundung wahrgenommen. Mit der Wende zum 20. Jahrhundert, als die Vereinigten Staaten in den Rang einer imperialistischen Macht aufstiegen, wurden die USA von den «südlichen Brüdern» allerdings zunehmend als Polizeimacht wahrgenommen, ohne deren Einverständnis keine Aussenpolitik möglich war. Es folgten zahlreiche geheimdienstliche und militärische Interventionen der USA, denen die Monroe-Doktrin als Rechtfertigung diente – von den Annexionen in der Karibik 1898 bis zum Sturz der Regierung Maurice Bishops auf Grenada 1983. Noch heute wird die Monroe-Doktrin gegen ausländische Aufkäufe von amerikanischem Farmland oder chinesische Investitionen in Lateinamerika ins Feld geführt.

Als Monroe seinen Leitsatz 1823 formulierte, fand er allerdings nur wenig Beachtung. Spanien hatte zuvor fast alle seine amerikanischen Besitzungen in die Unabhängigkeit entlassen, darunter auch die nordamerikanische Halbinsel Florida. Texas, Nuevo México (das Gebiet des späteren US-Bundesstaats New Mexico) und Oberkalifornien (nördlich des mexikanischen Bundesstaats Baja California) waren an Mexiko gefallen. Frankreich besass nach dem Verkauf Louisianas noch Gebiete in Kanada, hatte aber keine Expansionsbestrebungen. An wen richtete sich Monroes Forderung also?

Der erste Adressat von Monroes Rede war die ehemalige Kolonialmacht Grossbritannien. Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und dem Vereinigten Königreich war erst acht Jahre her – und in schlechter Erinnerung. Die USA befürchteten eine Revision ihrer Unabhängigkeit. Doch es gab einen weiteren Empfänger. Im Jahr 1812, als der Krieg mit den Briten begann, hatte sich eine andere europäische Nation angeschickt, in Amerika Fuss zu fassen. Das russische Zarenreich hatte bereits um den Jahrhundertwechsel eine Kolonie in Alaska etabliert. Nun war es dabei, Russisch-Amerika eine Dependance hinzuzufügen. Sie lag viel weiter südlich und damit näher an der *moving frontier,* jener noch nicht offiziellen, aber deutlich wahrnehmbaren Landesgrenze, die sich mit der Westbewegung von amerikanischen Siedlern kontinuierlich Richtung Pazifik verschob.

Zuerst gab es Gerüchte über reiche Jagdgründe, dann kamen die Abenteurer und liessen sich nieder. So wurde Alaska erschlossen.

Was hatte die Russen nach Amerika getrieben? Schaut man auf historische Landkarten Russlands, fällt auf, dass sich das Zarenreich immer weiter nach Osten ausdehnte. Bereits Mitte des 17. Jahrhunderts war man am Pazifik angelangt. Die ostsibirische Siedlung Ochotsk wurde gegründet, militärisch befestigt und zum Hafen ausgebaut. Noch weiter östlich lag die Halbinsel Kamtschatka, und irgendwo hinter einer nebelverhangenen, von Treibeis und zahlreichen kleinen Eilanden blockierten Meeresstrasse wartete die amerikanische Nordwestküste.

Bevor die Russen Alaska erreichten, vergingen einige Jahre. Im September 1784 gründeten sie eine erste Siedlung auf der Insel Kodiak, im geschützten Golf von Alaska. Zum Jahrhundertwechsel wuchs sich die Siedlung zur Kolonie aus, Konkurrenz seitens europäischer Grossmächte gab es keine. Zu entlegen war Alaska, zu rau das Klima, zu unattraktiv waren die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Russische Pelzhändler sahen das anders. Sie gründeten 1799 eine halbstaatliche koloniale Handelsgesellschaft, die Russländisch-Amerikanische Kompagnie, und liessen sich von Zar Paul I. ein Monopol garantieren – zunächst auf zwanzig Jahre. Ihren Sitz richteten sie in Neuarchangelsk ein, dem heutigen Sitka, einer Insel im Südosten Alaskas.

Im Prinzip folgte die Erschliessung Alaskas demselben Muster wie in den Jahrhunderten zuvor die Eroberung Sibiriens. Zunächst gab es Gerüchte über Jagdgründe mit reicher Beute wie dem Zobel, einer Marderart, oder anderen Pelzträgern. Nachrichten dieser Art lockten Abenteurer an. Sie hefteten sich an die Spuren der Tiere, machten Jagd auf sie und organisierten den Handel mit den Fellen. Niederlassungen wurden gegründet; bald auch Städte, die sich immer mehr ausbreiteten. Durch die Konkurrenz der eingedrungenen Russen fühlten sich die indigenen Völker bedroht. Sie leisteten Widerstand, was wiederum russisches Militär auf den Plan rief. Recht mühelos wurden die Einheimischen unterworfen, und mit der militärischen entwickelte sich rasch eine zivile Verwaltung.

Treibende Kraft der Expansion nach Alaska war Peter I. gewesen. Dabei wusste der Zar mit dem Beinamen «der Grosse» zeitlebens nicht, ob Asien und Amerika durch eine Wasserstrasse getrennt oder durch eine Landenge verbunden waren. Erst die Grosse Nordische Expedition zwischen 1733 und 1744 unter Vitus Bering, einem dänischen Kapitän in russischen Diensten, brachte Gewissheit. Und neue Komplikationen: Bering litt bereits an Skorbut und erlebte die Rückfahrt nicht mehr. Die amerikanische Küste blieb unerforscht. Nur einen einzigen Tag hatte man in Alaska verbracht, auf der vorgelagerten Sankt-Elias-Insel.

Bering, krank und träge geworden, hatte das Land erst gar nicht betreten. Es war dem aus dem fränkischen Windsheim stammenden Arzt und Naturforscher Georg Wilhelm Steller überlassen,

als erster der Expeditionsteilnehmer seinen Fuss auf amerikanischen Boden zu setzen. Für wissenschaftliche Studien war die Zeit zu kurz. Resigniert kommentierte Steller: «Zehn Jahre währte die Vorbereitung, und zehn Stunden wurden der Sache selbst gewidmet.» Trotz der persönlichen Enttäuschung hatte Steller für eine neue Pazifikbegeisterung gesorgt. In einem postum veröffentlichten Reisebericht – auch Steller starb auf der Rückreise, an Fieber, nachdem er bereits den Ural erreicht hatte – beschrieb er neben der nach ihm benannten Seekuh ein weiteres Meerestier: den Seeotter. Steller war ein Tierfreund, kein Schlächter. Zur Jagd auf neue Beute zu blasen, lag nicht in seiner Absicht. Doch innert vier Jahrzehnten war die Stellersche Seekuh in dieser Region bereits ausgerottet.

Einen noch grösseren Boom löste die Verfolgung der Seeotter aus. Otter gab es auch zu Land. Russische Jäger hatten ihnen, neben dem Zobel, in Sibirien nachgestellt und die Bestände stark dezimiert. Nun aber trat der Seeotter ins Blickfeld der Handelsgesellschaften. Sein Fell war gemäss Stellers Beschreibung noch dichter und weicher als das ihrer landgebundenen Artgenossen. Bald gab es kaum noch Tiere vor Russisch-Amerika. Auf der Suche nach neuen Revieren mussten sich Jäger und Händler umorientieren, Richtung Süden.

Von dort trafen neue Nachrichten ein. Adam Johann von Krusenstern, ein estnischstämmiger Kapitän und Admiral der russischen Flotte, war 1803 vom Hafen Kronstadt zur ersten russischen Weltumseglung aufgebrochen. Auf seinen Schiffen *Nadeshda* und *Newa* hatte er die amerikanische Westküste erreicht, auf der Höhe der Bucht von San Francisco. Noch von unterwegs meldete Krusenstern reiche Seeottervorkommen. Die kalifornischen Exemplare hätten wegen der wärmeren Temperaturen kein derart dichtes Fell wie die nördlichen Arten, was ihren Wert schmälere. Dennoch würde sich mit den Pelzen mehr Geld verdienen lassen als mit jeder anderen Ware der gesamten Küstenregion.

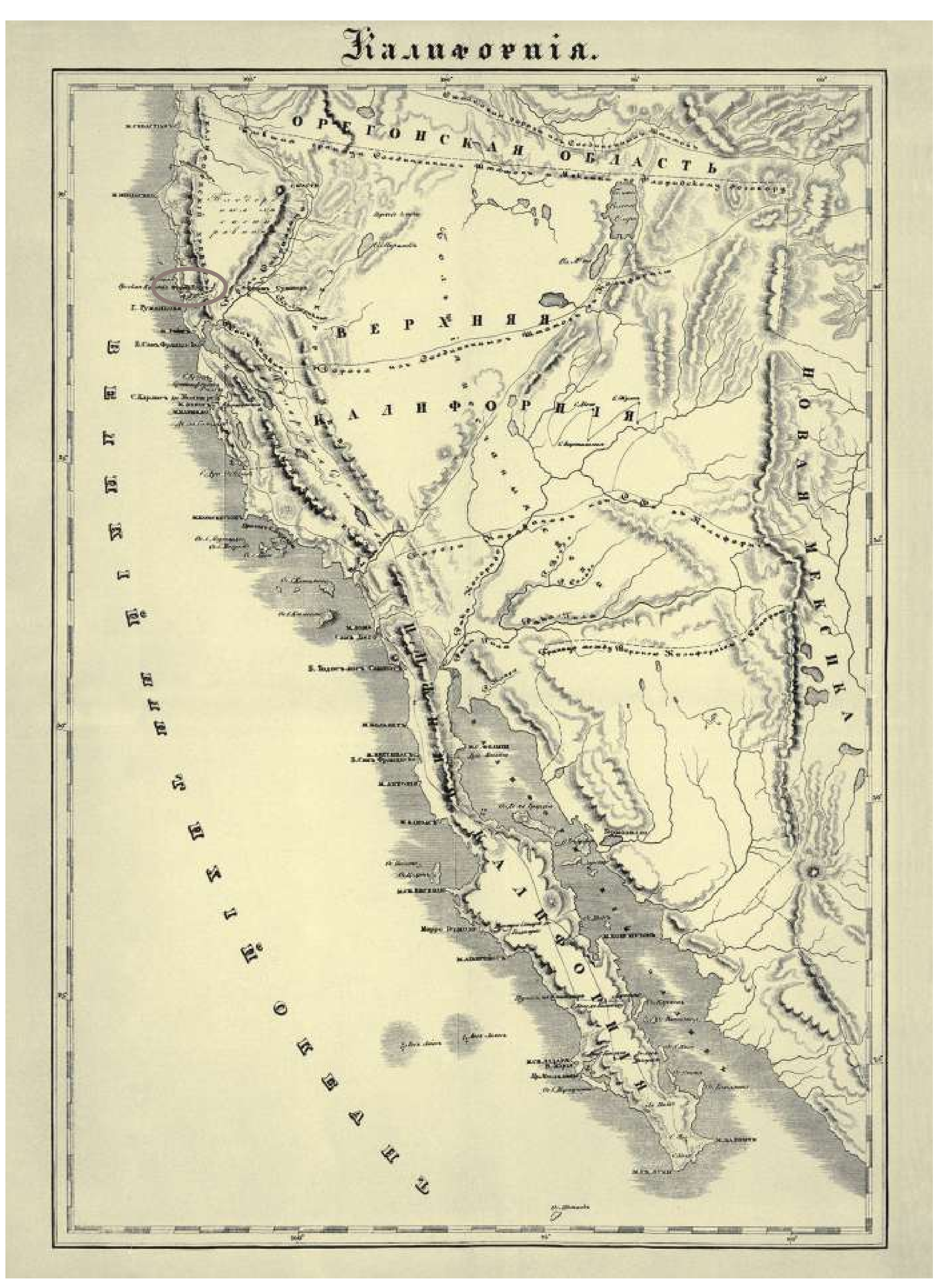
Nun rüstete die Russländisch-Amerikanische Kompagnie, die das Monopol für Pelzjagd und -handel hatte, im Hafen Neuarchangelsk



Er leitete die erste russische Weltumseglung: Der Kapitän und Admiral Adam Johann von Krusenstern, porträtiert von Friedrich Georg Weitsch, um 1808.

eine Expedition aus mit dem Auftrag, die Pazifikküste entlangzusegeln. Zu diesem Zeitpunkt war das russische Vordringen in Alaska an einem kritischen Punkt angelangt. Eine systematische Kolonisierung hatte bislang kaum stattgefunden. Seit ihrer Ankunft war es den Russen nicht gelungen, in Russisch-Amerika so zu wirtschaften, dass es den Eigenbedarf deckte. Zwar gab es reichlich Wild und noch mehr Fisch, vor allem Lachs, aber das kalte, feuchte Klima erlaubte keinen Getreide- oder Gemüseanbau. Auch die Aufzucht von Vieh gestaltete sich problematisch. Nicht einmal Schafe konnten in den nördlichen Gefilden weiden, zu dünn war die Grasnarbe selbst auf dem milderen Küstenstreifen.

Die politischen Voraussetzungen für eine Erschliessung der Westküste erschienen günstig. Konkurrenz durch andere Nationen gab es nicht. Die USA, geschwächt durch den verlustreichen Krieg gegen die Briten, waren in ihrem Drang nach Westen noch nicht bis zum Pazifik vorgedrungen. Grossbritannien stritt mit Frankreich um Kanada, im Süden kämpfte die Grossmacht



Die russische Karte Kaliforniens aus den 1840er Jahren verzeichnet auch Fort Ross – als frühere «russkaja kolonija», ganz im Norden an der Küste. Sie wurde 1841 an den Schweizer Geschäftsmann Johann August Sutter verkauft.

Bild: PD

Spanien verzweifelt darum, ihr zerfallendes Überseereich gegen aufstrebende Unabhängigkeitsbewegungen zusammenzuhalten.

Oberkalifornien war spärlich besiedelt, ohne städtische Strukturen, zudem von sämtlichen Stützpunkten europäischer Staaten weit entfernt. Im Gebiet zwischen San Diego und der Bucht von San Francisco (damals eine Ansammlung von Hütten, Yerba Bueno genannt) lebten, bereits durch Seuchen dezimiert, keine 200 000 Indigenen mehr. Inzwischen hatten sich rund dreitausend spanischstämmige Weisse angesiedelt, sogenannte Californios. Ganze drei Dörfer gab es: Los Angeles, San José und Santa Cruz. Californios, die nicht in diesen Dörfern wohnten, waren auf entlegenen Militärposten stationiert oder versahen Dienst in einer der von Franziskanern gegründeten neunzehn Ordensmissionen.

Im Sommer 1806 kehrten die Schiffe Krusensterns von ihrer Weltumseglung zurück. Um die gleiche Zeit fand in Kalifornien der erste Kontakt zwischen Russen und Spaniern statt. Nikolai Resanow, Mitgründer der Russländisch-Amerikanischen Kompagnie und zuvor Kämmerer am Zarenhof, war auf der Suche nach Jagdgründen, Nahrungsmitteln und Anbaugebieten in jene Bereiche vorgestossen, die Krusenstern zuvor angesteuert hatte.

An einer Landspitze am Golden Gate, der Meerenge, die den Pazifik mit der Bucht von San Francisco verbindet, warfen die Russen Anker. Hier sollte 1933 jene Hängebrücke erbaut werden, die San Francisco zu einem charakteristischen Postkartenmotiv verhalf. Zwei Kilometer südlich, hoch über der Bucht ragend, hatten die Spanier ein befestigtes Fort errichtet. Der Kommandant, José Darío Argüello, empfing die unangemeldeten Gäste freundlich. Resanow war gebildet, sprach Französisch und auch recht gut Spanisch. Auch Argüellos minderjährige Tochter Concepción fand Gefallen an dem umgänglichen Russen. Nachdem Resanow wieder abgereist war, fuhr nur sein Schiff, randvoll mit Lebensmitteln, nach Alaska zurück. Er selber brach umgehend in die alte Heimat auf, um beim Zaren die Erlaubnis für eine Heirat mit Concepción einzuholen.

Die Liebesgeschichte endete tragisch. Resanow verunglückte auf der Rückreise. Seine Braut erfuhr nichts von dem Zwischenfall und ging, nach Jahren vergeblichen Wartens, in ein Kloster. Auch der Kontakt zwischen den Russen und den Spaniern in der Bucht brach vorerst ab. Seine Lebensmittel bezog Russisch-Amerika damals aus Hawaii. Das bis Ende des 19. Jahrhunderts unabhängige Königreich war auf dem Seeweg bequemer zu erreichen als der nächstgelegene sibirische Hafen Ochotsk.

Ganz spurlos verschwand Resanow allerdings nicht. Zar Alexander hinterliess er eine wegweisende Denkschrift, die auch für seine Kompagnie zum Vermächtnis werden sollte. Resanows Hoffnung, Russisch-Amerika am Leben zu halten, ruhte auf Oberkalifornien. Resanow dachte strategisch. Der Pelzhandel würde für die Kompagnie nur so lange lukrativ sein, bis die Seeotter auch aus Kalifornien verschwunden wären. Was folgte dann? Resanow zeigte sich optimistisch: «Wenn wir einmal den Handel mit Kalifornien eröffnet haben, werden wir auch Mexiko erreichen.» Davon würden beide Seiten profitieren: Das damals noch für seine Unabhängigkeit von Spanien kämpfende Mexiko fände einen Absatzmarkt für überschüssige Nahrungsmittel, und Russisch-Amerika wäre nicht mehr auf die so kostspieligen wie riskanten Überseetransporte aus Hawaii angewiesen. Die Errichtung weiterer Stützpunkte in Oberkalifornien würde helfen, die Handelsroute zu sichern.

> Die Liebesgeschichte endete tragisch. Der Bräutigam starb auf See. Die Braut ging nach Jahren vergeblichen Wartens in ein Kloster.

«Wird dieser glückliche Beginn auch ein glückliches Ende finden?», fragte Resanow in seinem Memorandum. Für sein persönliches

Schicksal galt dies nicht. In Bezug auf Amerika hinterliess er seinem Land eine Vision, die es nun zu verwirklichen galt, auch wenn sich zu jener Zeit am Zarenhof niemand Gedanken über Amerika machte. Im Westen des Reichs klopfte bereits Napoleon Bonaparte an die Tür und traf Vorbereitungen, um mit fast einer halben Million Soldaten in Russland einzumarschieren.

Eine zweite russische Kolonie hatte gleich mehrere Anforderungen zu erfüllen: Sie musste so viel erwirtschaften, dass auch das ferne Alaska mitversorgt werden konnte. Sie musste weit genug entfernt sein von anderen kolonialen Stützpunkten und auch von der *moving frontier,* um keiner anderen Macht, auch nicht den USA, ins Gehege zu kommen. Sie musste, sollte es dennoch zum Konflikt kommen, leicht zu verteidigen sein. Und sie musste so erreichbar sein, dass russische Schiffe und deren Waren, auf die man in der Aufbauphase angewiesen war, gefahrlos dort anlegen konnten.

Der Kolonist Nikolai Resanow empfahl, sich am ökonomischen System der spanischen Klöster zu orientieren.

Mit entsprechenden Anweisungen wurde Resanows Nachfolger, der Seefahrer Iwan Kuskow, nach Oberkalifornien entsandt. Er hatte Resanows Informationen im Gepäck und entschied sich für einen Standort gut hundert Kilometer nördlich des spanischen Forts, die heutige Bodega Bay. Feierliche Einweihung war am 10. September 1812, dem Namenstag von Zar Alexander, der Paul auf den Thron gefolgt war. Das hölzerne Bollwerk erhielt den Namen Fort Ross, patriotisch abgeleitet vom Landesnamen *Rossija,* Russland. Aus der neuen Siedlung wurde rasch eine Festung. Sie stand auf einer Hochebene rund dreissig Meter über Meeresniveau, ausser Reichweite jeglicher Schiffsartillerie, umgeben von einer Palisade aus härtestem Redwoodholz, dreieinhalb Meter hoch mit angesägten Spitzen. Vier Dutzend Aussparungen für Kanonen gab es, dazu vier Türme, von denen aus potenzielle Angreifer mit Musketenfeuer eingedeckt werden konnten.

Zur See hin liess sich die Anlage leicht verteidigen. Problematischer waren mögliche Attacken aus dem Hinterland. Doch gab es kaum Gegner. Leider auch keine Handelspartner – dazu war das Gebiet zu dünn besiedelt. Die Bewohner von Fort Ross konnten auf keine fremde Hilfe zählen; sie waren praktisch dazu verurteilt, zunächst den eigenen Bedarf und möglichst bald Überschüsse zu erwirtschaften. Auch das Klima schien mehr Gegner als Freund: Es war ganzjährig feucht und im Sommer zu kühl.

Weniger Nebel, mildere Luft und folglich fruchtbarere Böden gab es landeinwärts. Hier fehlte aber wiederum die Infrastruktur, es mangelte insbesondere an Verkehrswegen. Mit der Zeit gelang es den Kolonisatoren, eine Handvoll Bauernhöfe zu errichten und dort Weizen und Gerste, dazu einige Früchte anzubauen. Im Unterschied zu den Spaniern, die weiter südlich erfolgreich Obstanbau betrieben hatten, konnten die Russen von daheim keine Samen für die Aufzucht mitbringen. Am Ende reichte es knapp zur Selbstversorgung. An den ursprünglich geplanten Export von Lebensmitteln nach Alaska war vorerst nicht zu denken.

Resanow war sich in seiner Denkschrift der schlechten klimatischen Bedingungen bewusst gewesen. Er empfahl, sich am ökonomischen System der spanischen Klöster zu orientieren. In Oberkalifornien hatten die Franziskaner zahlreiche Missionen gegründet, die gewinnorientiert wirtschafteten, mit billigen indigenen Arbeitskräften. Handel wurde untereinander betrieben, über eine fast tausend Kilometer lange Linie mit neunzehn Stützpunkten von San Diego im Süden bis zu den beiden nördlichsten Niederlassungen, der Mission und dem Fort bei San Francisco. Eine solche Handelskette, von Fort Ross bis zum Hafen in Alaska, hatte auch Resanow vorgeschwebt.

Bild: Staatliches Historisches Museum, Moskau

Zunächst lebten knapp zweihundert, bald an die vierhundert Menschen in Fort Ross. Es war, nicht kolonisierte indianische Gemeinden wie auch die Missionen eingerechnet, die bei weitem bevölkerungsreichste Siedlung in der gesamten Region. Die Einwohnerschaft bestand zu weniger als der Hälfte aus Russen, und die Arbeitsteilung folgte typisch kolonialen Mustern: Die Russen kümmerten sich um die Verwaltung, arbeiteten als Handwerker oder organisierten die Otterjagd, während die Einheimischen niedere Aufgaben versahen. Den Fischfang, zu Beginn die wichtigste Nahrungsbeschaffung, übernahmen aleutische Jäger. Sie stammten von den Alaska vorgelagerten Inseln und hatten sich den Russen aus eigenen Stücken angeschlossen. Auch die einheimischen Miwok-, Pomo- und Kashia-Pomo-Indianer, meist als Arbeiter oder Diener der Offiziere eingesetzt, versahen ihren Dienst freiwillig und gegen Bezahlung.

Offenbar funktionierte das Zusammenleben gut. Es gab zunächst keinerlei Berichte über schwerwiegende Zusammenstösse oder gar Aufstände der Indigenen. Weder Kuskow noch einer seiner Nachfolger als Kommandant hatten einen Konflikt mit tödlichem Ausgang zu melden. Der in Tallinn geborene Otto von Kotzebue, der zweite russische Weltumsegler nach Krusenstern, erwähnte von seinem Aufenthalt in Fort Ross Heiraten zwischen Indianerinnen und Russen. Das gute Einvernehmen führte der Kapitän auf den Glauben zurück: Die orthodoxe Kirche bekehre niemanden unter Zwang. Was für ein Unterschied zu den katholischen Spaniern! Jeder Anhänger des Humanismus, fand Kotzebue, müsse «beim Betreten des russischen Territoriums laut jubilieren».

Ein weiterer positiver Bericht über Fort Ross stammt vom ersten amerikanischen Geschichtsschreiber der russischen Landnahme: «Es gab kaum einen Artikel aus Holz, Eisen oder Leder, den die Mechaniker aus Ross nicht in einer ausreichend guten Qualität hergestellt hätten», schrieb der demokratische Kongressabgeordnete Robert A. Thompson 1896 in seinem Werk *The Russian settlement in California known as Fort Ross*. Ähnlich die Ergebnisse im Schiffbau:



Nikolai Petrowitsch Resanow, um 1803: Er war der Vordenker einer russischen Kolonie in Kalifornien. Ihre Verwirklichung sollte er nicht mehr erleben.

Bereits in den Anfangsjahren verliessen vier ozeantüchtige Kähne die Werft in der heutigen Bodega Bay. Auch die erste kalifornische Windmühle wurde in Fort Ross gebaut. Bald waren es drei. Sie deckten nicht nur den eigenen Bedarf, sondern lieferten bis zu zwei Dutzend überschüssige Tonnen Getreide im Jahr nach Alaska. Doch das reichte bei weitem nicht, der Bedarf der Kolonie im Norden war zehnmal so hoch.

Mit Anbruch des zweiten Jahrzehnts seit der Gründung von Fort Ross änderten sich die politischen Bedingungen schlagartig. So günstig die Aussichten der russischen Kolonisation in Oberkalifornien zu Beginn geschienen hatten, so düster waren sie plötzlich. Die grösste Gefahr näherte sich von Osten. Die *moving frontier* hatte mit den Rocky Mountains und dem Rio Bravo die letzten grossen Geländehindernisse auf dem langen Weg nach Westen überquert. Dass die Siedler mit dem Sternenbanner die kalifornische Ebene erreichen würden, war nur noch eine Frage der Zeit. Fort Ross wäre für die Russen nicht zu halten.

Gleichzeitig traf die amerikanische Regierung Vorsorge. Als der russische Zar Alexander in einem Dekret Ansprüche auf die Westküste anmeldete, wies Aussenminister John Quincy Adams den Vorstoss zurück. Alexander, der auf die freundschaftlichen Bande setzte, die er mit Adams in dessen Zeit als Botschafter in Sankt Petersburg geknüpft hatte, wurde enttäuscht. Der neue Chef im State Department wusste Privates und Politisches zu trennen.

Bereits in einer Rede am Nationalfeiertag 1821 hatte Adams das Idealbild eines Amerika geprägt, das «nicht ins Ausland geht, um dort irgendwelche Monster zu zerstören». Vielmehr habe es «seit fast einem halben Jahrhundert, ohne Ausnahme, die Unabhängigkeit anderer Nationen respektiert». Umgekehrt, bekräftigte Adams, gelte das Gleiche: Amerika werde seine Souveränität «behaupten und aufrechterhalten». Gemeinsam mit Präsident James Monroe, dem er später als sechster Amtsinhaber ins Weisse Haus folgte, sorgte Adams als Verfasser der berühmten Monroe-Rede und Architekt der Doktrin dafür, dass sich auf dem gesamten amerikanischen Doppelkontinent langfristig keine europäische Nation festsetzen konnte.

Mitte der 1830er Jahre wurden erstmals Übergriffe von Russen erwähnt, die Indigene zu Ernteeinsätzen zwingen wollten.

Für die Russen bedeutete der von Adams vorgezeichnete Weg das Ende aller Amerikaträume. Zwar waren bereits etablierte Kolonien wie Alaska vom Verbot der ausländischen Ausbreitung ausgenommen, Fort Ross aber besass offiziell keinen kolonialen Status. Entsprechend schlossen Russland und die USA am 17. April 1824 einen Vertrag: Russland verpflichtete sich, keine Siedlung südlich des 54. Breitengrads, unterhalb des Südostens von Alaska, zu errichten. Fort Ross wurde in dem Vertrag nicht ausdrücklich erwähnt, fiel aber de facto unter diese Bestimmung. Russlands koloniale Zeit in Oberkalifornien war abgelaufen.

Zwei Jahrzehnte hielten die Russen in Fort Ross trotzdem noch aus, völlig unbehelligt. Ferdinand von Wrangel, auch er ein Weltumsegler und zeitweiliger Gouverneur der Russländisch-Amerikanischen Kompagnie, hatte Mitte der 1830er Jahre Fort Ross besucht. Sein Interesse war vornehmlich wissenschaftlich und galt den indigenen Völkern, die in der Umgebung siedelten. Wrangels Bericht fiel kritisch aus. Erstmals wurden Übergriffe von Russen erwähnt, die Indianer zu Ernteeinsätzen zwingen wollten. Seine ursprünglichen Pläne, sich länger in Fort Ross aufzuhalten, gab Wrangel auf.

Letzte Zeugnisse der Russen in Oberkalifornien stammen vom Maler und Völkerkundler Ilja Wosnessenski. Seine gesammelten Alltagsgegenstände und Zeichnungen aus Russisch-Amerika sowie Pflanzen- und Tierpräparate, insgesamt rund vierhundert Objekte, stellte er im Ethnografischen Museum in Sankt Petersburg aus. Da war Fort Ross als russischer Besitz bereits Geschichte. Am Neujahrstag 1842 liess der letzte Kommandant, Alexander Rotschew, das Zarenbanner einholen. Die verbliebenen Russen und Aleuten bestiegen einen Segler, der sie zuerst nach Alaska und anschliessend zurück in die Heimat brachte.

Fort Ross wurde samt Hinterland für 30 000 Dollar an den Schweizer Geschäftsmann Johann August Sutter verkauft (*NZZ Geschichte* Nr. 27, März 2020). Nachdem Sutters Besitz während des Goldrauschs Opfer von wilder, unkontrollierter und auch ungesetzlicher Landnahme geworden war, ging das Gelände an Kalifornien, das im September 1850 als einunddreissigster US-Bundesstaat der Union beigetreten war.

Auch Alaska hatte als Kolonie ausgedient. Zu kostspielig gestaltete sich die Alimentierung ohne den kalifornischen Zulieferer, zu unsicher waren die Verbindungswege zum russischen Mutterland. Bis zum sibirischen Hafen Ochotsk waren es 5000 Kilometer, über eine meist stür-

Illustration: Agata Marszalek

mische und teilweise von Eisbergen durchsetzte See. Ausserdem geriet der Lebensmittellieferant Hawaii, nach Invasionsversuchen der Briten und kurz darauf der Franzosen, ab Mitte des Jahrhunderts in immer stärkere politische Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten.

Letztlich hätte die amerikanische Regierung vermutlich wenig Skrupel gehabt, sich das verbliebene Russisch-Amerika einfach einzuverleiben. Das hatte man am Fall Sutter sehen können. So war die Lösung, auf die man sich nun einigte, für beide Seiten die mit Abstand beste. Alaska wurde verkauft, für 7,2 Millionen Dollar, per Vertrag vom 30. März 1867. Der Kaufpreis entsprach 12,4 Millionen Rubel. Zum Vergleich: Ende der 1860er Jahre verdiente ein Moskauer Weber knapp 14 Rubel, ein Arbeiter in der Landwirtschaft etwa 13 Rubel im Monat. Für die Vereinigten Staaten war es ein Wechsel auf die Zukunft: Allein an Bodenschätzen wurde künftig ein Vielfaches der Summe herausgeholt. Doch auch für Russland lohnte sich das Geschäft, rechnet man die vermiedenen Unterhaltskosten für Alaska sowie die noch wesentlich höheren Ausgaben für einen nicht unwahrscheinlichen Krieg gegen die Vereinigten Staaten dagegen auf.

Fort Ross steht noch heute. Mit der Zeit waren die Palisaden verwittert, auch das grosse Erdbeben von 1906, das die nordkalifornische Küste erschütterte und die Stadt San Francisco zu grossen Teilen zerstörte, forderte seinen Tribut. Im letzten Jahrhundert wurde das Gelände zweimal renoviert, dann in den Rang eines offiziellen Wahrzeichens des Bundesstaats Kalifornien erhoben. Inzwischen ist auch eine der vier historischen Windmühlen wiederaufgebaut. Der Eintritt kostet zehn Dollar. Um den Erhalt der denkmalgeschützten Siedlung kümmert sich die Fort Ross Conservancy, die den neun kalifornischen Nationalparks angeschlossen ist.

Alljährlich veranstaltet der Verband, unterstützt vom russischen Oligarchen Wiktor Wekselberg, eine mehrtägige Konferenz zur Pflege der amerikanisch-russischen Beziehungen. In den beiden letzten Jahren wurden die Treffen virtuell abgehalten. Im Jahr 2023 hat bislang keine Tagung stattgefunden. |G|



Ralf Höller, Jahrgang 1960, ist Historiker, Journalist und Buchautor. In seinen Arbeiten geht es um Aussenseiter und Minderheiten. 2012 erschien *Die Elchyklopädie. Ein Streifzug durch die Zivilisation in 13 Kapiteln* im Verlag Suxxess Factory. Höllers jüngstes Buch *Das Wintermärchen. Schriftsteller erzählen die bayerische Revolution und die Münchner Räterepublik 1918/1919* ist 2017 in der Edition Tiamat erschienen.

Weiterführende Literatur

Peter Gärtner: Die Monroe-Doktrin. Totgesagte leben länger, in: Amerika 21. Nachrichten und Analysen aus Lateinamerika (online).

Peter Littke: Vom Zarenadler zum Sternenbanner. Die Geschichte Russisch-Alaskas. Essen 2003.

Richard A. Pierce: Russian America. A Biographical Dictionary. Kingston, Ontario 1991 (Eigenverlag Limestone Press).

Robert A. Thompson: The Russian settlement in California known as Fort Ross; founded 1812, abandoned 1841. Why the Russians came and why they left. Santa Rosa, 1896.

Charles Ziegler: Russian-American Relations. From Tsarism to Putin, in: International Politics 51 (2014), S. 671–692.

Brotlose Kunst

Wie überlebt ein Mensch, der mehrere Wochen lang nichts isst? Um 1900 sind Hungerkünstler ein Spektakel für die Massen. Doch dann macht ein neues Körperideal das Geschäft zunichte.

Von Till Hein

Als Giovanni Succi im April 1896, nach 24 Tagen ohne Essen, im Hotel Royal mit einer Verehrerin zu einem Tanz antritt, hat er sich endgültig in die Herzen der Wienerinnen und Wiener gehungert. Der frühere Kaufmann aus Oberitalien mit den kastanienbraunen Augen und dem Schnurrbart ist ein Meister seines Fachs. Schon in vielen Ländern hat er die Zuschauer mit seinen Hungerkünsten begeistert. Nun gastiert er erstmals in Wien. Auf Reisen in Afrika, so erzählt man sich, habe er gelernt, nur von Wasser zu leben. Doch es gehen auch Gerüchte um, er sei ein Betrüger. Daher lässt er seine Darbietungen von angesehenen Wissenschaftern überwachen.

Succi ist ein Held seiner Zeit. Im ausgehenden 19. Jahrhundert gieren die Menschen in Europas Grossstädten nach Sensationen. Auf Jahrmärkten, im Zirkus oder in Vergnügungsparks ergötzen sie sich am Anblick von siamesischen Zwillingen, Kleinwüchsigen, «Riesen», Hermaphroditen und Schwerbehinderten. Die Schausteller beauftragen Agenten: Wird ein Kind mit Behinderung aufgespürt, kauft man es den Eltern ab, bringt ihm Kunststücke bei – und schlägt Kapital aus seiner körperlichen Andersartigkeit. Sogenannte Freakshows, bei denen Menschen ohne Arme und Beine und andere Schwerbehinderte auf der Bühne gezeigt werden, sind wohl auch deshalb so beliebt, weil sie dem Publikum Gelegenheit bieten, sich bei wohligem Gruseln der eigenen Normalität zu versichern.

Kolonialismus und Imperialismus fördern zudem die Lust am Exotischen. An manchen Tagen kommen Zehntausende von Besuchern in den Wiener Prater, um sich auf «Völkerschauen» dunkelhäutige Menschen anzusehen, «Ashanti-Neger» oder «Hottentotten». Im Basler Zoo, in dem für gewöhnlich heimische Alpentiere zu sehen sind, macht 1879 erstmals eine «Nubier-Karawane» Station: Elefanten, Zebus, Kamele – und fünfzehn Ägypter. Solche Sonderausstellungen, in denen Menschen aus Afrika in nachgebauten «Eingeborenendörfern» vermeintlich typischen Beschäftigungen nachgehen müssen, sind für den Zolli eine wichtige Einnahmequelle.

Das Schauhungern, in Europa und den USA gleichermassen populär, bedient neben Sensationslust und Voyeurismus die Begeisterung für sportliche Rekorde und Höchstleistungen aller Art. Männer wie Giovanni Succi werden für ihre Willenskraft und körperliche Zähigkeit bewundert und gefeiert. Sogar in Hotels, Kaffeehäusern und Restaurants lassen sich die Stars der Szene gegen Geld beim Fasten beobachten. Die Berichte in den Massenmedien tragen zum Hype um diese Unterhaltungssparte bei. Und der Anstrich der Wissenschaftlichkeit, den manche Protagonisten ihren Darbietungen geben, lässt es auch zarten Seelen unter ihren Fans verantwortbar erscheinen, ihre Lust am Leid und an der tödlichen Gefahr, die die «Hungervirtuosen» auf sich nehmen, zu geniessen.

Wie kann es sein, dass Menschen, die lange Zeit keine feste Nahrung zu sich nehmen, nicht an Entkräftung sterben? Und woher nehmen Hungerkünstler die Energie, um während ihrer



Am Ende werden es 34 Tage sein, neuer Weltrekord im Fasten für Frauen: Die Hungerkünstlerin Daisy, Deutschlands einziger weiblicher Star im Fach, bei der Gewichtskontrolle am zehnten Tag (Berlin, 1926).



Shows sogar Sport zu treiben? Durch die Begleitung von Shows wie jener von Giovanni Succi im Frühling 1896 in Wien erhoffen sich Forscher neue Erkenntnisse. Ärzte messen die Veränderung von Körpertemperatur, Puls, Atmung und Gewicht der Hungerkünstler vor den Augen des Publikums. Zudem analysieren sie die Auswirkungen des Nahrungsverzichts auf die Grösse der Organe und die Dicke des Unterhautfettgewebes, den Hämoglobingehalt des Bluts und die Zusammensetzung von Harn, Schweiss und Speichel.

Es war ebenfalls ein Mediziner, der diese Form der Unterhaltungskunst im Jahr 1880 begründete: der Amerikaner Henry Tanner. Ihm ging es allerdings nicht darum, die Grundlagenforschung zur Nahrungsverwertung im Körper voranzubringen. Was ihn antrieb, war die Überzeugung, Fasten sei gesund – auch extremes Fasten. In vielen Religionen verzichten die Gläubigen während gewisser Zeiten im Jahr traditionell auf Nahrung oder zumindest auf bestimmte Speisen. Oft soll diese Zäsur der inneren Einkehr dienen, der kritischen Prüfung des Lebenswandels. Doch in der katholischen Kirche rückte das Fasten bereits im Mittelalter in den Hintergrund, und im 19. Jahrhundert spielte es in den meisten christlichen Gemeinden keine grosse Rolle mehr.

Ärzte versuchten, diese Tradition neu zu beleben. Namentlich Henry Tanner aus Minnesota. Was genau ihn auf die Idee brachte, dass Fasten bei vielen Leiden heilsam sei, ist nicht überliefert. 1880 aber entschloss er sich zu einem werbeträchtigen Selbstversuch: Ende Juni begann er in der Clarendon Hall in New York für vierzig Tage öffentlich zu hungern. Tausende zahlten Eintritt, um zu beobachten, wie er allmählich dünner wurde. Gegen Ende der Performance musste sich Doktor Tanner, der seit Wochen nur Wasser zu sich genommen hatte, fast täglich übergeben. Doch er hielt durch, wurde berühmt – und in der Folge erlebten Hungershows einen Boom.

Sein eigentliches Ziel aber verfehlte Tanner: Es gelang ihm nicht, die Menschen von der Heilsamkeit des Fastens zu überzeugen. Wahrscheinlich lag das auch daran, dass seine persönliche Ausstrahlung auf der Bühne gegen Ende des

Experiments – ausgemergelt und halb tot – nicht das beste Argument dafür zu sein schien, dass freiwilliger Verzicht auf Nahrung der Gesundheit zuträglich sein könnte. Vor allem aber war eine gängige Idee mächtiger als Tanners Kunst: Ein dicker Bauch galt zu jener Zeit als Ausdruck von Gesundheit, Wohlstand und Erfolg.

Fettpolster signalisierten, dass man über genügend Mittel verfügte, um den Hunger nicht fürchten zu müssen. In ländlichen Regionen hatten wohlgenährte, kräftige Mädchen die besten Heiratschancen, galt es doch, beim Heuen und Ernten sowie in Haus und Stall hart anzupacken. Volle Rundungen wurden auch mit Gebärfreudigkeit und Mütterlichkeit verbunden. Nicht von ungefähr heisst es im Emmentaler Volkslied *Trueberbueb* von 1875: «Mi Mueter isch ä Feschti, si chunnt vom Sältebach. Im Sältebach isch sälte es Meitschi bring und schwach.» Schlanke Menschen dagegen hielt man für wenig belastbar und anfällig für Krankheiten, besonders für Tuberkulose, die gefährlichste Seuche des 19. Jahrhunderts, die im Volksmund nicht von ungefähr «Schwindsucht» hiess. Gegen magere Frauen war zudem das Vorurteil verbreitet, sie seien asozial und zänkisch.

Als Kuriosum auf der Bühne dagegen haben halb verhungerte Menschen im späten 19. Jahrhundert gute Karten: Sie werden zur Attraktion. So mancher arme Schlucker kann sich bald mit den Gagen über Wasser halten, mehr und mehr Todesmutige versuchen, sich vor Publikum berühmt und wohlhabend zu hungern. Die weltweit wohl beste Show bietet Giovanni Succi. Bald ist er die Nummer eins der Branche.

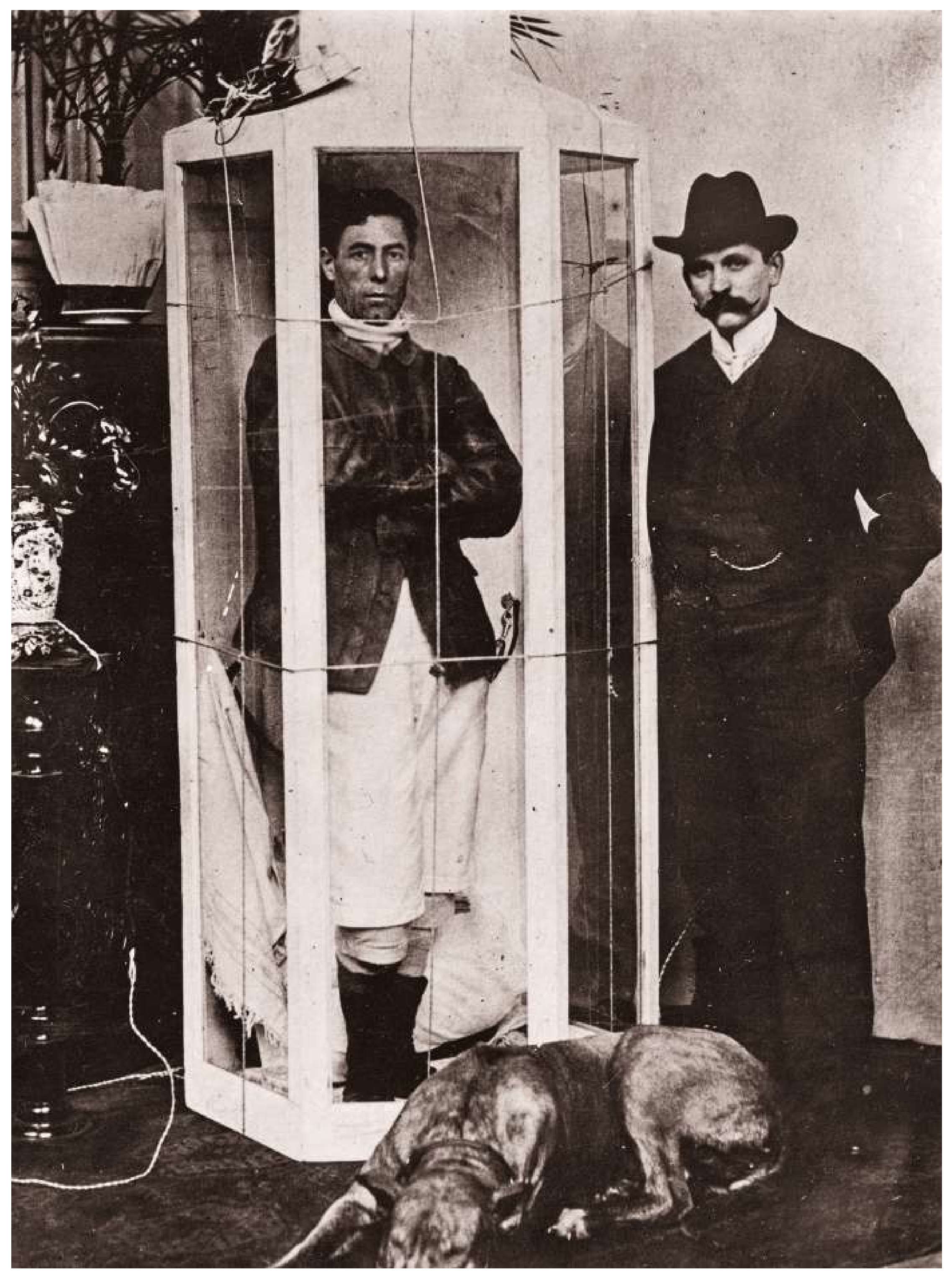
In der Regel fastet Succi nicht ganz so lang wie Henry Tanner aus den USA. Dafür döst der muskulöse Südländer beim Hungern nicht nur vor sich hin oder liest Zeitung, sondern unterhält das Publikum mit Fecht- und Reitvorführungen, flirtet mit den Damen, plaudert mit hohen Militärs und Staatsleuten oder hält aus dem Stegreif stundenlange Vorträge zu philosophischen Themen. Dabei ist Succi kein Gelehrter. Um das Jahr 1848 als Sohn wohlhabender Eltern in Cesenatico geboren, einem Nest unweit von Rimini, erhielt er eine gute Schulbildung. Doch als er vierzehn war, verunglückte sein Vater tödlich auf See, und seine Mutter starb an der Schwindsucht. Giovanni musste für sich selbst sorgen. Mit siebzehn Jahren trat er in Rom ins kaufmännische Unternehmen eines Onkels ein.

Auf einer Geschäftsreise nach Ostafrika erkrankte er an der Leber und konnte mehrere Tage lang nichts essen. Zu seiner Überraschung fühlte er sich danach kräftiger als vorher und

Links: Nur warmes Wasser für den Weltstar: Giovanni Succi (sitzend links) bringt Wien aus dem Häuschen, als er vom 29. März bis zum 28. April 1896 seine Kunst im Hotel Royal zeigt.

Rechts: Andersartigkeit als Sensation: In Europas Grossstädten sind die Hungervirtuosen ebenso populär wie die «Freakshows» und die «Völkerschauen» auf Jahrmärkten und in Zoos. 1897 werden in Berlin «Original-Australier» vorgeführt.





Als die Betrugsvorwürfe nicht verstummen, werden die Hungerkünstler rund um die Uhr bewacht: Sie fasten in Glaskäfigen – ein Südamerikaner namens Papus sogar im Stehen (Berlin, um 1910).

ertrug auch die Hitze leichter. Daraufhin setzte sich Succi systematisch Hungerphasen aus, kombiniert mit Gewaltmärschen. Er kam zur Überzeugung, dass ihn ein «spirito leone» – ein Löwengeist – durchströme und unsterblich mache.

Das klingt nach einer robusten Natur. Doch Giovanni Succi war psychisch labil. 1883 musste er sich während sieben Monaten wegen Wahnvorstellungen in einer Nervenheilanstalt behandeln lassen. Gut zwei Jahre später erlitt er einen Rückfall und verbrachte erneut sechs Monate in der Klinik. Kurz danach erlebte er seinen Durchbruch als Hungerkünstler. Möglicherweise gab ihm ausgerechnet dieser seltsame Beruf einen gewissen Halt. Bis ans Ende seiner Karriere wurde jedenfalls keine psychotische Episode mehr bekannt.

Im Juni 1886 fastet Succi in der italienischen Kleinstadt Forlì erstmals öffentlich für Geld. Und als er Mitte August in Mailand eine dreissig Tage dauernde Hungerperformance ankündigt, reisen bereits Schaulustige aus dem In- und Ausland an. Tag und Nacht kontrollieren Wächter sein Fasten, in seinem Zimmer ebenso wie auf seinen Ausflügen ins Nachtleben. Als er eines Abends die Oper besucht, unterbrechen die Sänger sogar die Vorstellung: Viele Zuschauer wenden sich von der Bühne ab und haben nur noch Augen für den Hungerkünstler, der in einer Loge sitzt. Er «war in bester Laune und zeigte keine Spur von Schwäche», halten die Veranstalter am Ende fest. Die Show in Mailand wird für Succi auch ein finanzieller Erfolg.

Schon zwei Monate später hat er das verlorene Körpergewicht von rund vierzehn Kilogramm durch herzhaftes Essen wieder zugelegt. Beim Schauhungern in Paris stiehlt ihm jedoch ein Konkurrent die Show: Der junge Maler Stefano Merlatti verlangt, anders als Succi, keinen Eintritt und fastet sogar einige Tage länger als der Champion. Warum er sich habe besiegen lassen, fragt ihn ein Journalist. «Weil ich zeigen will, dass ich Hirn genug habe, um kein Narr zu sein», antwortet Succi trocken. «Mein Kontrakt lautet auf dreissig Tage Fasten, nach Ablauf des Termins hielt ich mich für an nichts Weiteres gebunden.»

Es geht Succi nicht um einen einzelnen Rekord. Mit regelmässigen Spitzenleistungen will er die Welt von seinen übermenschlichen Kräften überzeugen. Und während man von Merlatti bald nichts mehr hört, wird Succi in den nächsten zwanzig Jahren in London, Hamburg, Rom, Zürich und Florenz gastieren, in Neapel, Wien, Madrid, Lissabon, Brüssel, Barcelona, Verona und New York. Bis zu 44 Tage lang ernährt er sich während seiner Show ausschliesslich von Mineralwasser. Oder etwa doch nicht?

Viele sind überzeugt, dass Succi heimlich esse. Auch deshalb sucht er die Bestätigung der Wissenschaft. Bereits 1888 – acht Jahre vor seiner spektakulären Performance in Wien – begleitet

> Giovanni Succi kommt zur Überzeugung, dass ihn ein «Löwengeist» durchströme und unsterblich mache.

und überwacht ihn in Florenz ein Ärzteteam um den Medizinprofessor Luigi Luciani. Succi besteht die Prüfung souverän: Regelmässige Kontrollen seines Bluts und seiner Fäkalien geben keinen Anlass zum Verdacht auf heimliche Kalorienzufuhr. Und trotzdem wirkt er topfit. Die Analysen der Ärzte legen nahe, dass Succi über einen ungewöhnlich trägen Stoffwechsel verfüge und daher nur wenig Nahrung brauche. Professor Luciani veröffentlicht sogar ein Buch über dieses Phänomen, das auch ins Deutsche übersetzt wird: *Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen*. «So darf man sagen, dass die Grille eines der seltsamen Hungerabenteurers unserer Tage, des Herrn Succi, die Wissenschaft gefördert hat», heisst es im Vorwort.

Acht Jahre später aber, im Frühling 1896 in Wien, wird Giovanni Succis Ruf auf eine noch härtere Probe gestellt: Dutzende Ärzte, Chemiker und andere Experten würden sein Fasten über-

Bild: bpk

wachen, kündigt die lokale Presse an. Ausserdem werde Succi seinen Verdauungstrakt «in allen Stadien des Experiments mit Zuhilfenahme der Röntgen-Strahlen beobachten lassen» müssen. Er ist inzwischen so berühmt, dass ein Wiener Herrenausstatter «Succi-Krawatten» auf den Markt bringt.

Am 29. März 1896 um 20 Uhr beginnt er im Hotel Royal, unweit des Stephansdoms, mit der Hungerei. Ab dem dritten Fastentag spült er sich zum weiteren Beweis, dass er kein Hochstapler sei, regelmässig den Magen aus: Er schluckt lauwarmes Wasser und übergibt sich willentlich. Die Wissenschafter klären ab, ob im Erbrochenen Zucker enthalten ist. Sie finden keine Hinweise auf heimliches Naschen.

Selbst während dieser Performance scheinen den Hungerkünstler die Kräfte nicht zu verlassen: Am zwölften Tag macht er einen Ausritt von einer Stunde und vierzig Minuten und rennt anschliessend mit Studierenden um die Wette. Am Abend gibt er zudem eine Kostprobe seiner Fechtkünste. Eine Graphologin sucht ihn auf und ergründet aus der Handschrift seinen Charakter. «Energisch, mutig, leidenschaftlich, heftig, cholerisch», lautet ihre Einschätzung. «Sehr eitel, grosser Hingebung fähig, sehr auf seinen Vorteil bedacht, scharfsinnig, spöttisch.» Er sei ein «Mann des Lichts», sagt Succi selber geheimnisvoll, wenn er nach den Gründen seiner Zähigkeit gefragt wird. Der Mediziner Luciani, der das «Experiment» begleitet, scheint dagegen überzeugt zu sein, dass jeder diese Kunst erlernen könne, die nötige Geduld vorausgesetzt: «Geht man von der Erfahrung aus, dass das Hungergefühl eine vorübergehende Erscheinung ist, die durch die Fortsetzung des Hungerns nicht wächst, sondern im Gegenteil nach ein paar Tagen schwindet – warum sollte man dann für die entschiedene Fühllosigkeit Succis eine Art angeborener Unempfindlichkeit der Sinnescentren geltend machen?», schreibt er.

Succis Hungershow in Wien, im Frühling 1896, wird letztlich keine neuen Erkenntnisse zur Frage bringen, was es möglich macht, dass Menschen längere Zeit ohne feste Nahrung durchhalten können. Erst im Lauf des 20. Jahrhunderts werden Forscher herausfinden, dass der Organismus gesunder, nicht unterernährter Menschen den «Brennstoff» zur Energiegewinnung für mehrere Wochen allein dadurch liefern kann, dass er die im Körper gespeicherten Kohlenhydrate sowie Fettsäuren und Eiweisse aus der Muskulatur abbaut. Und dass längeres Fasten zu hormonellen Veränderungen führt, die das Hungergefühl dämpfen.



In den 1950er Jahren tourt der ehemalige Preisboxer Willy Schmitz, Künstlername «Heros», mit seinem Zelt durch Deutschland, hier 1956 in Stuttgart (links im Hungerkäfig, rechts eine Aussenaufnahme).
Er ist ein Letzter seiner Art: Diäten sind in jener Zeit kein Kuriosum mehr, zudem bieten Fernsehen und Kino eine neue Art populärer Unterhaltung.



Bilder: Landesarchiv Baden-Württemberg StAF W 134 Nr. 038584b / Willy Pragher; Landesarchiv Baden-Württemberg StAF W 134 Nr. 038583a / Willy Pragher

Giovanni Succis Charme und seine spektakuläre Performance begeistern die Wienerinnen und Wiener trotzdem bis zum grossen Finale. Unzählige Briefe von Fans erreichen ihn. «Die Stunde kommt, die Stunde kommt / wo Du wieder essen darfst Wiener Schnitzel mit Salat / Eine fesche Wienerin, die eine besondere Vorliebe für Italiener hat», reimt eine Verehrerin. Ein Winzer aus dem Burgenland schenkt ihm fünfzig Flaschen Wein. Succi selbst sendet zu Werbezwecken stapelweise Zeitungen mit Berichten über die laufende Show nach London, wo die nächste Vorstellung geplant ist. Am 28. April ist es vollbracht – das Überwachungskomitee erklärt das dreissigtägige Schauhungern für erfolgreich abgeschlossen. Hunderte Menschen warten vor dem Hotel, um den Weltstar zu feiern: «Evviva Succi!»

Doch dann ereignet sich die Katastrophe. Am Tag nach dem Triumph behauptet ein Wiener Arzt, er habe Succi heimlich essen sehen. Am 25. Fastentag sei er abends um 20 Uhr 30 ohne anzuklopfen in dessen Gemach getreten – wo der Hungerkünstler sich gerade ein Stück Beefsteak in den Mund gesteckt habe. Auf einer Krisensitzung räumt der Leiter des Überwachungskomitees, der Mediziner Ritter von Limbeck, schliesslich ein, Succi habe ihn gebeten, ab dem 25. Hungertag kleine Bissen zu erlauben – als Vorbereitung auf das baldige Fastenbrechen. «Es liegt in der Natur der Sache», so von Limbeck, «dass ein Organismus, der sich so lange Zeit der Nahrungsaufnahme enthielt, sich durch kleinere Mengen für den normalen Zustand vorbereiten muss.» Der Wiener Hungermarathon hat also in Wirklichkeit nur 24 Tage gedauert. Eine Blamage.

Da die Manipulationsgerüchte auch in der Folge nicht abreissen, werden die Wettbewerbe stärker standardisiert. Während Succi bei seinen frühen Shows noch die Oper besuchen oder ausreiten durfte, müssen Hungerkünstler nun rund um die Uhr in einem Glaskäfig ausharren. Ein gewisser Riccardo Sacco etwa fastet im Mai 1905 in einem Wiener Kaffeehaus, das für seine gepflegte Küche bekannt ist. Obwohl er lediglich

21 Hungertage angekündigt hat, kommen Tausende Neugierige. Manche klopfen an die Scheiben seiner Vitrine, wie um ein schläfriges Zootier zu wecken.

Einen Monat später hungert in Wien erstmals eine Frau für Geld: Auguste Victoria Schenk, eine ehemalige Schauspielerin aus Graz. «Die Frau ist in vielen Berufsklassen zur gefürchteten Rivalin des Mannes geworden», schreibt das *Illustrierte Wiener Extrablatt* mit Ironie. «Und nun haben ihm die weiblichen Emanzipations-Gelüste sogar die brotloseste aller Künste – die Hungerkunst, die bisher allein von Männern ausgeübt wurde – streitig gemacht.» Schenk übertrumpft Sacco. Sie fastet zwei Tage länger.

Schauhungern wird zur Skandalbranche: Berühmte Athleten essen heimlich Hühnersuppe oder Biomalz.

Doch die Faszination des Schauhungerns ebbt bald darauf langsam ab. Vielleicht nicht zuletzt, weil sich die Ideale ändern: Magere Körper werden nicht mehr als Kuriosität wahrgenommen, füllige gelten vielen nicht mehr als Ausdruck eines guten und gesunden Lebens. Wer etwas auf sich hält, will jetzt schlank und rank sein. Sportliche Betätigung, Ausflüge in die Natur und leichte Kost werden immer populärer. Mitunter nimmt die Sorge um das Körpergewicht sogar schon damals krankhafte Züge an, Mager- und Brechsucht verbreiten sich.

Hungerkünstler wie Giovanni Succi müssen um ihren Status fürchten. Erst recht, als im Ersten Weltkrieg Hunger für Millionen Menschen zum realen Albtraum wird. «Wie in einem geheimen Einverständnis» habe sich überall «geradezu eine Abneigung gegen das Schauhungern ausgebildet», heisst es in Franz Kafkas berühmter Erzählung *Der Hungerkünstler* aus dem Jahr 1922. Literaturwissenschafter vermuten, dass Succi dem Prager Schriftsteller als Inspiration gedient haben könnte.

Der Protagonist in Kafkas Erzählung ist ein unglücklicher, heroischer Künstler, der aus Passion hungert. Trotz seinem Welterfolg fühlt er sich missverstanden von der Öffentlichkeit, die bloss nach oberflächlichen Sensationen giert. Auch die Veranstalter verachtet er, bestehen sie doch – aus Gründen der Vermarktung – auf einem begrenzten zeitlichen Rahmen der Vorführungen. «Warum wollte man ihn des Ruhmes berauben, weiter zu hungern», heisst es bei Kafka, «nicht nur der grösste Hungerkünstler aller Zeiten zu werden, der er ja wahrscheinlich schon war, aber auch noch sich selbst zu übertreffen bis ins Unbegreifliche?» Schliesslich entzieht ihm auch noch das Publikum die Gunst – wie einem langweilig gewordenen Spielzeug. Am Ende seiner Weltkarriere stirbt der Mann, eisern weiterfastend, vereinsamt in einem Zirkuskäfig.

Auch Giovanni Succi bleibt seiner Kunst in schwierigen Zeiten treu. 1915, mehr als zwanzig Jahre nach seiner Kooperation mit Professor Luciani, bittet er in den USA erneut um akademische Unterstützung. Den Ernährungswissenschaftern der Carnegie Institution in Washington sind seine finanziellen Forderungen für ein neues Menschenexperiment jedoch zu hoch. Erst 1924, Mitte siebzig, tritt der legendäre Hungerkünstler, für den sich kaum mehr jemand interessiert, von der Bühne ab.

Zwei Jahre nach Succis Rückzug kommt es noch einmal zu einer Hungerkünstlermanie – ausgerechnet in einer von Inflation und Arbeitslosigkeit geprägten Zeit. Ein gewisser Siegfried Herz aus dem deutschen Krefeld, Künstlername «Jolly», lockt 1926 im Berliner Lokal Krokodil im Lauf von 44 Fastentagen sensationelle 350 000 Zuschauer an und streicht ebenso sensationelle 130 000 Mark Gage ein. Noch im selben Jahr fastet ein gewisser Max Michelly aus Berlin in Wien 54 Tage lang. Neuer Weltrekord!

Viele der neuen Stars und Sternchen haben jedoch kaum Erfahrung und sind nur auf schnelles Geld aus. Manche erleiden während der Performance einen Nervenzusammenbruch, ande-

Illustration: Agata Marszalek

re müssen völlig entkräftet abbrechen. Einer stirbt gar an Unterernährung. Das Schauhungern wird immer mehr zur Skandalbranche. Es fliegt auf, dass berühmte Athleten heimlich Äpfel, Hühnersuppe oder Biomalz verzehren. Auch Jolly stolpert über eine solche Enthüllung. Während des Fastens hat er sich Schokolade zustecken lassen. Die Gagen stürzen ins Bodenlose.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist die grosse Zeit der Hungerkünstler endgültig vorbei. Wohl auch, weil andere Sensationen immer populärer werden, Unterhaltung im Kino und im Fernsehen beispielsweise. Nur vereinzelt treten noch Epigonen von Giovanni Succi in Aktion. Protagonisten der esoterischen «New Age»-Bewegung der 1990er Jahre bringen die Kunst des Hungerns erneut mit übernatürlichen Kräften in Verbindung – ähnlich wie Succi, der sich rund hundert Jahre zuvor als «Mann des Lichts» inszenierte.

Esoteriker preisen «Lichtnahrung» (Pranaismus) nun als spirituellen Weg. Man solle sich von «kosmischen Partikeln» ernähren, predigen sie, damit die Energie, die sonst für die Verdauung benötigt werde, für ein intensiveres spirituelles Dasein frei werde. Die ehemalige Bankangestellte Ellen Greve aus Australien alias «Jasmuheen» propagiert in ihrem Buch *Lichtnahrung,* 1997 auch auf Deutsch publiziert, drei Phasen von jeweils sieben Tagen bis hin zum völligen Nahrungsentzug. Sie erobert Bestsellerlisten und tourt um die Welt, doch als drei ihrer Anhänger während der 21-Tage-Kur sterben, erlebt ihre Karriere einen Dämpfer. 1999 willigt sie in einen wissenschaftlich begleiteten Selbstversuch ein – der am vierten Tag wegen Dehydration und rapidem Gewichtsverlust von der begleitenden Ärztin abgebrochen werden muss.

Nicht alle modernen Schauhungerer scheitern. Im Herbst 2003 verbringt der New Yorker Künstler David Blaine 44 Tage ohne Essen in einem Plexiglaskasten, der in London über der Themse baumelt. Die Medien berichten weltweit. Nach allem, was man weiss, betrügt Blaine nicht, sondern nimmt tatsächlich eineinhalb Monate lang keine feste Nahrung zu sich. Aber die Zeiten haben sich geändert: Vielen Menschen erscheint sein Projekt geschmacklos. Sie verweisen auf den Hunger in Entwicklungsländern und die Magersucht in der westlichen Welt. Passanten werfen Eier und Farbbeutel gegen Blaines Käfig. Andere strecken ihm den entblössten Hintern entgegen. Eine Dritte-Welt-Hilfsgruppe formuliert ihren Protest mit einem Hungerstreik.

An Giovanni Succi, die Ikone der Hungerkunst, erinnert sich im 21. Jahrhundert kaum jemand. Ob er sich am Ende zu Tode gefastet hat, ist nicht überliefert. Selbst wo sein Grab liegt, ist unbekannt. |G|



Till Hein, Jahrgang 1969, ist freischaffender Wissenschaftsjournalist in Berlin. Er hat Geschichte, Deutsche Literatur und Russistik an der Universität Basel studiert. Neben historischen Themen interessieren ihn auch Gehirnforschung, Psychologie und Tiere. 2021 erschien im Mare-Verlag sein erzählendes Sachbuch *Crazy Horse* über die Biologie und die Kulturgeschichte der Seepferdchen.

Weiterführende Literatur

Rea Brändle: «Wilde, die sich hier sehen lassen». Jahrmarkt, frühe Völkerschauen und Schaustellerei, Zürich 2023.

Nina Diezemann: Die Kunst des Hungerns. Essstörungen in Literatur und Medizin um 1900. Berlin 2006.

Franz Kafka: Ein Hungerkünstler. Vier Geschichten. Berlin 1924 (Reprint: Wien 2011).

Astrid Lange-Kirchheim: Nachrichten vom italienischen Hungerkünstler Giovanni Succi, in: Johannes Cremerius u. a. (Hg.): Grössenphantasien. Würzburg 1999, S. 315–340.

Luigi Luciani: Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen. Hamburg u. a. 1890 (Reprint: London 2018).

Peter Payer: Hungerkünstler. Eine verschwundene Attraktion. Wien 2002.

Walter Vandereycken u. a.: Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht. Eine Kulturgeschichte der Essstörungen. Zülpich 1990.

Das Einhorn

Kann etwas, das es nicht gibt, mehr wert sein als Gold? Beim Einhorn ist alles möglich: Das Tier, das sich manche als Esel, andere als Hirsch vorstellten, hat das Denken der Menschen verwirrt, seit es durch einen Übersetzungsfehler in die Welt gekommen ist.

Text Claudia Mäder **Bild** Marta Zafra



War es Mord? Am 8. Oktober 1587 wurde Francesco de' Medici nach einem Dinner von hohem Fieber befallen. Rund zehn Tage später war der Grossherzog der Toskana tot – und der Posten frei für seinen jüngeren Bruder Ferdinando, der schon länger darauf geschielt hatte. Als Todesursache wurde «Malaria» ermittelt, aber die Zeitgenossen misstrauten dem Obduktionsbericht und spekulierten über einen Vergiftungsfall. Abwegig ist das nicht: 2006 haben italienische Forscher in Francescos Leber stark erhöhte Arsenwerte nachgewiesen. Und sowieso ist denkbar, dass der Mann vergiftet wurde, denn in den Machtzirkeln der Renaissance gingen die Menschen wenig zimperlich miteinander um. Trotzdem darf ein Giftmord in diesem speziellen Fall eigentlich nicht infrage kommen, Francesco war nämlich geschützt gegen solche Attacken. Er besass das Horn eines Einhorns!

Tauchte man ein Einhornhorn in Wasser, trug man ein Stückchen davon auf sich oder mischte man etwas abgeschabtes Horn ins Essen, war jedes Gift entkräftet: Dieser Glaube war in der Frühen Neuzeit so weit verbreitet wie die Hörner selber. Viele Fürsten, Päpste und Könige verfügten über den magischen Gegenstand und liessen sich den Giftschutz einiges kosten. Phasenweise wurde Einhornhorn rund zehnmal teurer als Gold gehandelt, manche Besitzer sollen im 16. Jahrhundert umgerechnet an die 500 000 Franken bezahlt haben für ihre Exemplare. Nur wenigen aber scheint das Horn so teuer gewesen zu sein wie Francesco. Der Grossherzog hat dem Wertgegenstand eine gelehrte Lobeshymne spendiert: In seinem Auftrag verfasste der Arzt Andrea Bacci 1566 eine Abhandlung über «die Natur des Einhorns und seine hervorragenden Tugenden».

Ein derartiger Traktat mag heute kurios erscheinen, doch Bacci schrieb nur das, was damals auch grosse Naturkundler wie der Zürcher Conrad Gessner sagten: Das Horn des Einhorns ist «guot wider alles gifft». Zwar hatte keiner der Gelehrten das Tier je gesehen, von dem das Superhorn stammte. Doch das, so dachte man, liege ganz einfach daran, dass diese Wesen in fernen Weltgegenden lebten; Gessner etwa vermutete ihre Heimat in «Indien/Arabien/Morenland». Dass es sie irgendwo gab, in Fleisch und Blut, das stand für die meisten Europäer bis zur Zeit der Aufklärung ausser Frage, und zwar nur schon deswegen, weil die wichtigsten Wissensquellen von den Tieren berichtet hatten: Sowohl die Gelehrten der Antike als auch die Bibel erwähnten die Einhörner immer wieder.

Als Erster hat im 4. Jahrhundert vor Christus der Grieche Ktesias von Knidos das Einhorn beschrieben, in einem Buch, das von den Menschen, Pflanzen und Tieren Indiens handelt. Neben allerlei wunderlichen Dingen fanden in dieser *Indiká* auch Elefanten oder Papageien Erwähnung, und an einer Stelle hat Ktesias «wilde Esel» geschildert, die «ein Horn von etwa anderthalb Fuss Länge auf der Stirn» tragen. Diese schnellen und kräftigen Tiere liessen sich laut ihm kaum je einfangen, ihre Hörner aber seien begehrte Trinkgefässe, da sie Krankheiten

bannten. Wahrscheinlich hat der lange in Persien ansässige Arzt in dieser Passage zusammengemischt, was er von Reisenden über verschiedene Tiere des Fernen Ostens gehört hatte – über das Nashorn etwa und die Tibetantilope. Was auch immer seinem gehörnten Esel zugrunde gelegen hatte: Die wichtigsten antiken Autoren nahmen das Tier in ihre Werke auf. Aristoteles schrieb genauso über den «indischen Esel» mit «einzelnem Horn» wie später Plinius der Ältere. Über die Gestalt der Einhörner herrschte allerdings kein Konsens. Bald hiess es, es ähnele einem Pferd, bald verglich man es mit Ziegen oder Hirschen, bald war sein Horn kürzer, dann wieder länger. Ein klares Bild ist in der Antike daher nicht entstanden, und jenseits der gelehrten Bücher spielte das Einhorn keine Rolle: Weder in der Mythologie noch in der Kunst hat es Spuren hinterlassen.

Erst die Christen haben das Fabelwesen dann richtig zum Leben erweckt. Ab dem 2. Jahrhundert entstand in Anlehnung an die antiken Naturkunden ein erstes christlich inspiriertes Tierbuch, der *Physiologus,* in dem Geschöpfe vom Ibis bis zur Gazelle nicht nur beschrieben, sondern auch religiös gedeutet wurden. Über das Einhorn wusste der unbekannte Autor neue Details: Das starke Tier könne einzig von einer «reinen, schön gekleideten Jungfrau» gefangen werden. Ähnliches war in orientalischen Fabeln zuweilen über Elefanten zu hören, doch im Christentum wurde die Jungfrau natürlich mit Maria assoziiert – und das von ihr gefangene Einhorn folglich mit Jesus. «Das Tier wird als Sinnbild unseres Erlösers gedeutet», war im *Physiologus* zu lesen. Damit aber nicht genug. In manchen Handschriften wurde das einzelne Horn auch als Hinweis auf den Monotheismus interpretiert; anderswo hiess es, es stehe für das Kreuz und vermöge deshalb Wasser zu reinigen und zu heiligen, wobei oft auch das Tier selber zum Zeichen der Reinheit erhoben wurde, schliesslich stand es mit der Jungfrau in Verbindung. Kurz: Der interpretatorischen Phantasie waren kaum Grenzen gesetzt. Im Verlauf des Mittelalters begannen Einhörner dann etliche Gegenstände zu schmücken, auf Gemälden und Tapisserien wurden sie festgehalten, als Symbole der Liebe fanden sie Eingang in den Minnesang, Eheleute schenkten sich Einhornschatullen zur Hochzeit.

Diese Lieblichkeit mag an den sanften Charakter erinnern, den wir heute mit dem Einhorn verbinden. Doch das war immer nur eine Seite dieses Wesens. Für die Christen war das Tier nicht nur rein und schön, sondern auch wild und mächtig – so wurde es auch in der Bibel dargestellt. An acht Stellen des Alten Testaments kommen Einhörner vor, meist als furchteinflössende Tiere, deren Hörner die Stärke des Herrn demonstrieren: Wie mit Einhornhörnern zermalme Gott die feindlichen Völker, heisst es etwa im vierten Buch Mose. Ein eindrücklicher Auftritt – der allerdings ein Versehen ist: Ziemlich sicher sind die biblischen Einhörner einem Übersetzungsfehler entsprungen. Im hebräischen Original ist in den fraglichen Passagen von einem «reem» die Rede. Den griechischen Übersetzern, die sich im 3. Jahrhundert vor Christus über den Text beugten, schien das Wort nichts zu sagen. Aus dem Kontext

war klar, dass es um ein mächtiges, gehörntes Tier ging – und gerade hatte doch Ktesias von dem wilden Esel mit Horn berichtet! Also stand fortan «monókeros» (im Lateinischen dann «unicornus») an Stellen, die mit «reem» vermutlich «Auerochse» oder «Wildstier» meinten.

Sprache schafft Wirklichkeit: Weil das Einhorn nun einmal in der Bibel war, hatte es auch in der Welt zu sein. Und wenn sich in der Welt kein Einhorn zeigte, dann musste dieser Welt halt nachgeholfen werden. Dank dem Narwal ging das ziemlich einfach. Der Meeressäuger besitzt einen spiralartig gedrehten Stosszahn, der ganz so aussieht, wie man sich das Stirnhorn der Einhörner vorstellte. Findige Händler nutzten diese Ähnlichkeit aus und verdienten sich mit den Zähnen eine goldene Nase: Die meisten Einhornhörner, die bis in die Frühe Neuzeit zu horrenden Preisen zirkulierten, stammten in Wahrheit vom Narwal; manchmal wurden auch Mammutzähne verkauft, die bei Grabungen aufgetaucht waren.

Ab dem 17. Jahrhundert war dieser Schwindel aber immer schwieriger zu decken. Ein Däne machte den maritimen Ursprung der Hörner publik, und an verschiedenen Orten begannen Ärzte ihre Heilkraft zu hinterfragen. In Zeiten der fortschreitenden Wissenschaft hielt man es allmählich für unrealistisch, dass eine einzelne Substanz – das Horn – gegen alle möglichen Gifte wirksam sein soll. Den Zweifeln an der Wirkkraft des Horns folgten schliesslich auch jene an der Existenz des Tiers. In den Werken der Aufklärer wurde das Einhorn umstandslos als «Fabelwesen» bezeichnet. Dazu hat neben dem schwindenden Glauben an die Bibel auch neues biologisches Wissen beigetragen. Der Zoologe Georges de Cuvier etwa hatte erklärt, dass Paarhufer – als solche wurden Einhörner üblicherweise dargestellt – ein geteiltes Stirnbein haben, aus dessen Mitte unmöglich ein Horn wachsen könne.

Das hätte das Ende dieser Geschichte sein können. Doch anstatt zu verschwinden, ist das Einhorn im 20. Jahrhundert auferstanden, und wie zu seinen besten Zeiten ist es heute wieder zum Symbol für alles Mögliche geworden. In LGBTQ-Kreisen hält man das Fabelwesen auf Fahnen hoch, um den fiktiven Charakter des Geschlechts zu betonen, in der Wirtschaft spricht man von ihm, um die Seltenheit von extremen Erfolgen zu veranschaulichen: Als «Einhorn» gilt ein Startup-Unternehmen, das vor Börsengang einen Marktwert von mehr als einer Milliarde Dollar hat. Überhaupt ist das vermeintlich so niedliche Einhorn aufs Engste mit der Welt des Kapitals verbunden. Vom T-Shirt bis zur Schultasche gibt es keinen Gegenstand, der nicht mit Einhornmotiv zu kaufen wäre. Das Fabelwesen ist eine Geldmaschine und zeigt heute wie schon vor fünfhundert Jahren, dass sich mit reiner Imagination riesige Geschäfte machen lassen. |G|



Claudia Mäder, Jahrgang 1980, ist Redaktorin bei der *NZZ am Sonntag*.

Weiterführende Literatur

Chris Lavers: Das Einhorn. Natur, Mythos, Geschichte. Darmstadt 2010.

Jacques Le Goff: Ritter, Einhorn, Troubadoure. Helden und Wunder des Mittelalters. München 2005.

Bernd Roling und Julia Weitbrecht: Das Einhorn. Geschichte einer Faszination. München 2023.

Illustration: Agata Marszalek

Zugaben

Ein Historiker in der Südkurve

Vom Studium des Steinstossens und des Schwingens ist Michael Jucker zur Geschichte des modernen Sports gekommen. Nun treibt er das Projekt Swiss Sports History voran. «Sportgeschichte zeigt, wie Menschen um gesellschaftliche Anerkennung kämpfen.»

Text Urs Hafner **Bild** Katharina Lütscher

Der Laden an der Werdstrasse brummt, doch Michael Jucker spinnt seine Gedanken weiter. Wir sitzen im kleinen Museum des FC Zürich, das zugleich Fanshop und Verkaufsstelle für Tickets ist. Aufgeregt wühlen Mädchen in Kisten mit verbilligten FCZ-Shirts. Während das Telefon klingelt, flachst ein Mitarbeiter im Vorübergehen. Vor uns hängen Trikots, Schals und Fahnen, links glänzen Pokale, in unserem Rücken sind die Fans der berüchtigten Südkurve auf einem riesigen Wandbild versammelt.

Michael Jucker ist Co-Leiter des Museums, habilitierter Sporthistoriker, Dozent für die Geschichte des Mittelalters und der Renaissance an der Universität Luzern sowie Leiter von Swiss Sports History. Mit dem Projekt, für das zehn Leute vorwiegend in Luzern tätig sind, werden die Forschung zur Sportgeschichte und die Vermittlung der Ergebnisse vorangetrieben – unter dem Dach eines gleichnamigen Onlineportals. Mit dem FCZ-Museum unterhält man eine Partnerschaft.

Swiss Sports History spielt eine Pionierrolle, denn der Sport fristet in der Geschichtswissenschaft ein Nischendasein. Zu Unrecht, wie Michael Jucker findet: «Sportgeschichte zeigt, wie Gruppen und Einzelne um gesellschaftliche Anerkennung kämpfen. Es geht hier um Integration und Emanzipation, die aber nicht linear verlaufen, sondern überraschende Wendungen nehmen.» Jucker holt aus: Im Mittelalter wollten Adel und Klerus den Bäuerinnen und Bauern die Teilnahme an Schwing- und Schiesswettbewerben verbieten. Und am Ende des 19. Jahrhunderts wehrte sich die britische Oberschicht gegen die Professionalisierung des Rugbys, weil die noblen Amateure unter sich bleiben wollten. Umgekehrt fuhren Frauen schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts Skirennen. Und von Anfang an setzten sie sich im Handball durch, einer der härtesten Sportarten überhaupt.

Bis 1970 verhinderten die Männer allerdings, dass Frauen Fussball spielten: zu gefährlich, zu unweiblich und nicht ästhetisch. Zugleich waren die ersten anerkannten Fussballerinnen nicht politisch aktiv. «Der Zeitgeist war zwar emanzipatorisch, und die Männer mussten schliesslich nachgeben, aber die Frauen wollten einfach Fussball spielen. Erst rückblickend erkannten viele, dass sie Teil eines Ganzen waren, einer gesellschaftlichen Entwicklung.»

Der Sporthistoriker spielte selbst Volleyball und war lange bei den Handballjunioren. Die bandagierten Finger und fiesen Fouls, die Knie der Gegner im Bauch und ihre Faustknüffe in den Rücken hat er nicht vergessen. Heute trifft er sich mit Kollegen einmal die Woche zum Hallenfussball, wenn nicht grad zu viele verletzt sind. Und selbstverständlich besucht er die Heimspiele des FCZ im Letzigrund. «Als Student sass ich auf der Osttribüne, jetzt stehe ich in der Südkurve und singe mit. Im Winter wärmt die dichte Masse. Ich liebe die Stimmung.» Normalerweise verlaufe die Karriere des Matchbesuchers ja umgekehrt,



Warum wechselt ein Fussballfan vom Sitz- zum Stehplatz? «Ich glaube, ich will nicht altern.» Michael Jucker an der Medienstation im Museum des FC Zürich, das er mitleitet (26. September 2023).

von der Südkurve zum Sitzplatz. «Ich glaube, ich will nicht altern.» Auch an den Auswärtsspielen des FCZ ist Jucker nach Möglichkeit mit von der Partie. «Wenn wir im Ausland gastieren, bleibe ich jeweils etwas länger und schaue mir die Museen vor Ort an. Sport ist halt auch Kultur.»

Swiss Sports History füllt nicht nur die Lücke, die durch die Auflösung des Sportmuseums Schweiz in Basel 2018 entstanden ist – und die umso erstaunlicher ist, als die Schweiz Sitz vieler internationaler Verbände und eine Pioniernation des modernen Sports ist; hier gelang um 1900 dem Skifahren wie dem Fussball früh der Durchbruch. Darüber hinaus vernetzt das Projekt über sein Internetportal auch die Sportforschung und bietet Dienstleistungen an. So reorganisieren die Fachleute beispielsweise Archive von Klubs und Verbänden, derzeit das von Swiss Ski in Bern.

Mit dem Projekt gehen die Historikerinnen und Historiker zudem in die Schulen. Zeitzeugen, etwa die Leichtathletin Sofia Gonzalez, berichten den Kindern von ihrem Weg, vom Erfolg und von den Schattenseiten. Die Aktion stösst auf grossen Anklang. Fast niemand könne sich dem Sport entziehen, sagt Jucker, schon gar nicht Kinder und Jugendliche: Wer nicht selber Sport treibe, habe einen Lieblingsverein. «Wenn Sarah Akanji, die ehemalige Fussballerin, davon erzählt, wie sie auf dem Platz mit dem N-Wort beschimpft wurde, ist das tief berührend. Die Kinder wollen ein Autogramm von ihr, als ob sie ein Superstar wäre.» Es tut für sie nichts zur Sache, dass Sarah eigentlich keiner ist, während ihr Bruder Manuel bei Manchester City spielt, beim besten Verein der Welt.

Ist das, was wir heute unter Sport verstehen, nicht ein junges Phänomen? Ging es bei den Ritterturnieren im Mittelalter nicht um Ehre statt um Bestleistungen? Jucker widerspricht: «Ich bin ein Verfechter der Kontinuitätsthese.» Natürlich gebe es Unterschiede – wenn man Sport aber als Spiel um einen Preis definiere, das nach gleichbleibenden Regeln ablaufe, über die Schiedsrichter wachten, dann seien sowohl die Ritterturniere wie auch die Ring- und Schwingkämpfe der Bauern wie die Ballspiele der Bürger Sport. «Auch in der Vormoderne trieb man Sport.»

Michael Jucker erzählt von den Frauen, die als Schützinnen für Preisgelder von Stadt zu Stadt zogen und sozusagen Profisportlerinnen waren. Aber betrieben sie auch Selbstoptimierung im Fitnessstudio, so wie wir Modernen? «Natürlich nicht, doch auch heute machen die Fussballerin und der Volleyballer nicht primär Selbstoptimierung, sie müssen dem Team dienen. Ein Teamsportler wie Cristiano Ronaldo, der sein Sixpack für die Unterhosenwerbung trainiert, ist die Ausnahme.»

Über Umwege ist Jucker zur Sportgeschichte gekommen. Aufgewachsen in einfachen Verhältnissen in Schaffhausen, studierte er in Zürich bei Roger Sablonier, einem Grossen des Fachs, Mittelaltergeschichte. Als er später auf das Steinstossen, das Hornussen und das Schwingen stiess, staunte er nicht schlecht: Er wollte wissen, wie diese Spiele im 19. Jahrhundert zum Nationalsport werden konnten. Von dort kam er auf die Geschichte des modernen Sports, auf jene von Fussball, Rugby und Ski.

Etwas verlegen nähern sich ein Vater und sein Sohn. Sie überbringen Jucker, dem Co-Chef des Museums, ein selbstgebasteltes FCZ-Kartonplakat zum Aufbewahren oder gar als Ausstellungsobjekt. Der Bub strahlt vor Freude, Michael Jucker nimmt es entgegen, bedankt sich höflich und erkundigt sich nach seinem Namen. Vorerst kommt das neue Objekt ins Büro.

Kann man aus der Sportgeschichte etwas lernen? «Vielleicht ist das zu viel verlangt.» Ob man überhaupt eine Lehre aus der Vergangenheit ziehen könne, sei eine schwierige Frage. Auf jeden Fall sei Sport aber Teil der Gesellschaft – aus seiner Geschichte sei immer auch etwas über die Kultur einer Zeit zu erfahren, über Körperbilder, Geschlechterverhältnisse oder Lebensstile. «Was mich nicht loslässt: Der Sport hat eine grosse integrative Kraft.» Jucker erzählt vom jüdischen Zürcher Fussballklub Hakoah, der seit 1921 orthodoxe, liberale und atheistische, einheimische und migrantische Juden zusammenbringt. «Sie alle verbinden sich, um miteinander zu spielen. Wer schafft das, wenn nicht der Sport?» |G|

www.sportshistory.ch

Impressum
Ausgabe 49, Dezember 2023

Redaktion
Redaktionelle Leitung: Lea Haller
Redaktion: Daniel Di Falco
Art Direction: Claudio Gmür
Bildredaktion: Barbara Stauss
Korrektorat: Andrea Suter, Barbara Walder

Wissenschaftlicher Beirat
Prof. Dr. Irène Herrmann, Universität Genf
Prof. Dr. Caspar Hirschi, Universität St. Gallen
Prof. Dr. Gisela Hürlimann, TU Dresden
Prof. Dr. Sacha Zala, Universität Bern

Chefredaktion der «NZZ am Sonntag»
Beat Balzli

Adresse Redaktion
NZZ Geschichte, Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. +41 44 258 11 11, geschichte@nzz.ch

Verlag
Neue Zürcher Zeitung AG, Postfach, CH-8021 Zürich

Leserservice
Tel. +41 44 258 10 00, leserservice@nzz.ch
www.nzz.ch/leserservice

Jahresabonnement
NZZ Geschichte (inkl. E-Paper):
98 Fr. (Schweiz), 107 € (Deutschland und Österreich), 107 Fr. (übriges Ausland)
NZZ Geschichte digital (E-Paper):
98 Fr. (Schweiz), 90 € (Ausland)
Tel. +41 44 258 10 00, go.nzz.ch/geschichte

Einzelheftbestellung (inkl. Mehrwertsteuer und Porto)
19 Fr. (Schweiz und Ausland),
shop.nzz.ch/geschichte, shop@nzz.ch

Anzeigenverkauf
NZZone, Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. Deutschschweiz +41 44 258 16 98,
Westschweiz +41 21 311 48 95
inserate@nzz.ch, www.nzzone.ch

Konzept und Creative Direction
Winkreative

Druck
Multicolor Print AG, Baar

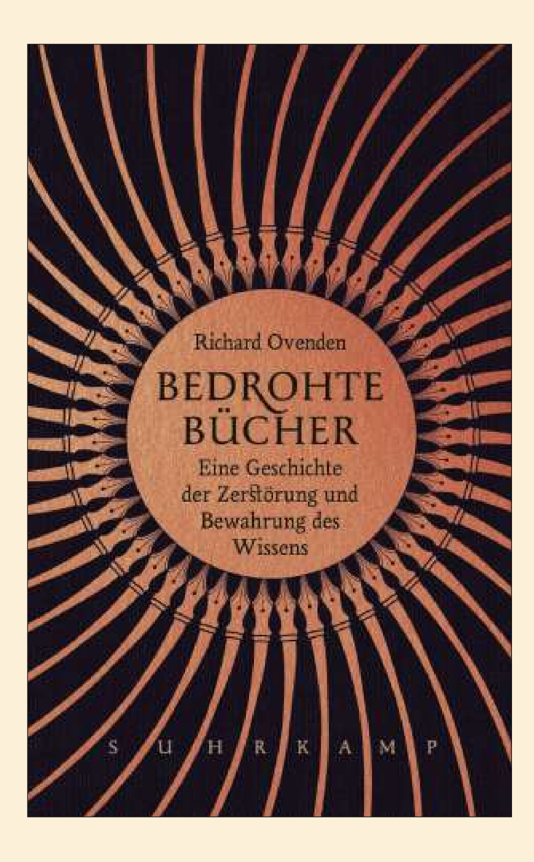
Management
Unternehmensleitung: Felix Graf
Projektleitung: Lukas Leuenberger

Nächste Ausgabe
1. Februar 2024

ISSN 2297–2722

Verlieren heisst vergessen

Richard Ovenden: Bedrohte Bücher. Eine Geschichte der Zerstörung und Bewahrung des Wissens. Suhrkamp 2023. 416 S., um 23 Fr.



ddf. Drastischer kann man dieses Thema nicht angehen: Richard Ovenden beginnt seine *Geschichte der Zerstörung und Bewahrung des Wissens* mit den Bücherverbrennungen der Nazis – und setzt sie mit heutigen Budgetkürzungen für Bibliotheken und Archive ebenso gleich wie mit dem Ausverkauf des Wissens durch die Internetkonzerne. 400 packende Seiten später ist klar: Kulturelle Überlieferung war und ist noch von vielen weiteren Seiten bedroht. 612 vor Christus zerstörte eine Invasionsarmee in Ninive die Tontafelsammlung des Herrschers Assurbanipal, 1992 zielten Heckenschützen auf die Helfer in der zerstörten Nationalbibliothek von Sarajevo. Ovenden, selber Bibliothekar in Oxford, erinnert an das Projekt namens Zivilisation, und er öffnet einem die Augen. Am epochalen Kulturverlust in der Bibliothek von Alexandria war nicht der Brand im Jahr 391 schuld, sondern der «jahrhundertelange Mangel an Aufsicht, Führung und Investitionen».

Das zweite Zeitalter der Atomkraft

Christian von Hirschhausen: Atomenergie. Geschichte und Zukunft einer riskanten Technologie. C. H. Beck 2023. 128 S., um 18 Fr.

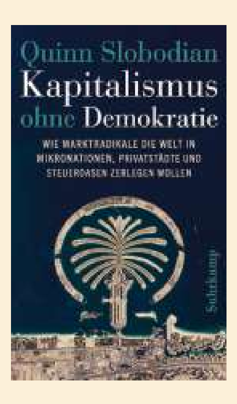
ddf. Wie viel Zukunft hat die Atomenergie? Sehr viel, meint Christian von Hirschhausen, und das nicht nur in Ländern, die noch Kernkraftwerke bauen: Auch der Ausstieg sei «mitnichten ein ‹Ausstieg›, sondern ein Einstieg in konkrete und auf mindestens ein Jahrhundert zu taxierende Entsorgungsprozesse». Hirschhausen ist Ökonom, er erforscht Wirtschafts- und Infrastrukturpolitik an der TU Berlin, und wenn er rechnet, ist die historische Bilanz weltweit ernüchternd: viel investiert, wenig erreicht. Wettbewerbsfähig ist die Atomkraft nie geworden, praktikabel war sie nur dank militärischer Nutzung und staatlicher Hilfe, und auch für den Klimaschutz ist sie laut Hirschhausen keine realistische Option. Sein Buch dagegen: ein umfassendes Angebot für die Debatten, die noch kommen.



Ihr Motto lautet: Sezession!

Quinn Slobodian: Kapitalismus ohne Demokratie. Suhrkamp 2023. 427 S., um 46 Fr.

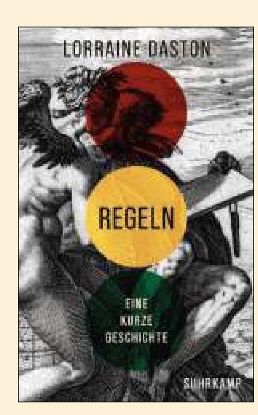
lha. «Liechtenstein wird als Land betrachtet, aber es ist viel zu klein, um unabhängig zu sein», schrieb ein Journalist 1938. «Betrachtet man es hingegen als Safe, so ist es sehr gross, vermutlich der grösste, der je gebaut wurde.» Gegen Ende des 20. Jahrhunderts arbeiteten Marktradikale daran, Orte wie Liechtenstein zu vermehren – mit Erfolg. Heute gibt es weltweit über viertausend Sonderwirtschaftszonen: Gebiete, in denen eigene



Gesetze gelten. Ihren Architekten geht es um eine radikale Idee, wie der Historiker Quinn Slobodian zeigt: die Multiplikation der Staaten durch neue «Antirepubliken». In diesen «gated communities» regiert das Privateigentum, jede Volkssouveränität ist beseitigt. Durch den Rückzug in diese Oasen will eine kapitalkräftige Elite den Sozialstaat zersetzen.

Immer mehr Regeln ohne Ausnahme

Lorraine Daston: Regeln. Suhrkamp 2023. 432 S., um 46 Fr.

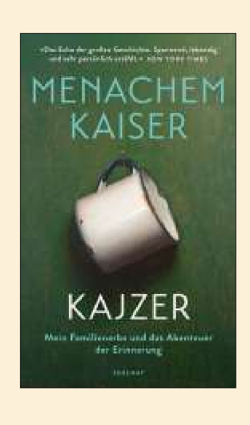


ddf. Keine Regel ohne Ausnahme – das ist, wenn es um die Macht von Regeln geht, selber eine. Dass sie gar nicht mehr gilt, lernt man bei Lorraine Daston: Es gibt immer mehr Regeln ohne Ausnahme, und darin sieht die Historikerin einen Grundzug der Moderne. Rechtschreibreformen, Verkehrsgesetze oder die Algorithmen, die heute so vieles regeln – sie sind starr und strikt und nur für spezifische Fälle gemacht. Mittelalterliche Vorschriften für das Tragen von Kleidern oder das Leben im Kloster haben keinen guten Ruf, doch sie waren offen und breit formuliert. So wurden sie einer veränderlichen Welt gerecht, während der Algorithmus aufs Gegenteil zielt: Berechenbarkeit. Womit er freilich ständig an Unvorhersehbarem scheitern kann. Für solche Einsichten in die Regeln des Regelns kann man dieses Buch lieben.

Damals, in Polen

Menachem Kaiser: Kajzer. Mein Familienerbe und das Abenteuer der Erinnerung. Zsolnay 2023. 336 S., um 39 Fr.

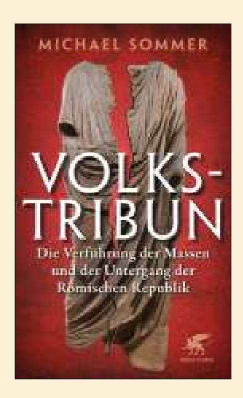
lha. Wenn Nachkommen von Holocaust-Überlebenden nach Osteuropa reisen, um nach Spuren ihrer ermordeten Verwandten zu suchen, wissen sie oft kaum, wie die Fragen genau lauten, auf die sie eine Antwort möchten. Und doch ist ihr Antrieb klar: Es gilt, den Verlust zu konkretisieren, ein Bild für das Unfassbare zu finden. Der kanadische Autor Menachem Kaiser reiste aus ganz anderen Gründen nach Polen. Seinen Grossvater hatte er nicht mehr gekannt, der Holocaust war für ihn ein Fakt, keine Identitätsfrage. Doch da war dieses Haus, das der Familie einst gehört hatte. Nach der Enteignung hatte der Grossvater zwanzig Jahre lang vergebens um eine Entschädigung gekämpft. Kaiser begann zu recherchieren, bald stapelte sich das Material. Sein autobiografischer Krimi zeigt: Die Frage nach der Verantwortung stellt sich immer wieder neu.



Das Volk war er

Michael Sommer: Volkstribun. Die Verführung der Massen und der Untergang der Römischen Republik. Klett-Cotta 2023. 336 S., um 36 Fr.

ddf. Es ist fraglich, ob sich aus der Vergangenheit etwas lernen lässt. Viel eher macht sie auf Fragen aufmerksam, die der Gegenwart entgehen. Zum Beispiel: Woran können Republiken scheitern? Michael Sommer, Bestsellerautor unter den Althistorikern (*NZZ Geschichte* Nr. 46, Mai 2023), berichtet vom Absturz Roms in die Diktatur, und er leuchtet dabei auf «die schillerndste Figur der moribunden Republik»: auf Publius Clodius, der gegen das Machtmonopol der Patrizier antrat. Im Namen des Volks brach er alle Regeln, demontierte den



Staat und bereitete einem Bürgerkrieg den Weg. Er kam zwar selber im Terror um, den er entfesselt hatte, doch vorher prägte er die DNA des Populismus: Man beschwört die Ohnmacht der Massen mit dem Ziel, die alte Clique durch eine neue zu ersetzen – seine eigene.

Wohin mit dem Zeug?

Roman Köster: Müll. Eine schmutzige Geschichte der Menschheit. C. H. Beck 2023. 422 S., um 41 Fr.

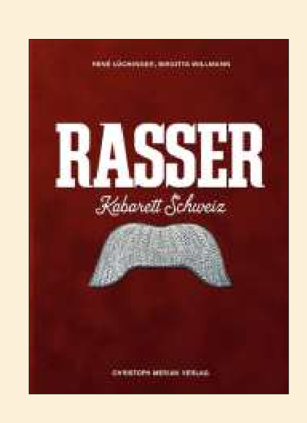


lha. Lagerbestände, Absatz, Konsumtrends: Über viele Aspekte unserer materiellen Kultur gibt es verlässliche Kennzahlen. Ein Bereich aber ist ein «Verzweiflungsgebiet» der Statistik geblieben, wie der Historiker Roman Köster schreibt: der Müll. Schätzungen kommen auf jährlich gut zwei Milliarden Tonnen weltweit, Tendenz steigend. Die Wegwerfgesellschaft ist ein Phänomen der Nachkriegszeit, aber der Autor macht klar: «Würden die Azteken heute leben, würden sie genauso viel wegwerfen wie wir.» Beim Abfall geht es also nicht nur um ein kollektives System von Abscheu (wie die Anthropologin Mary Douglas nahelegte), entscheidend ist auch die «Menge der herandrängenden Dinge». Dieses grossartige Buch zeigt, wie die Menschen mit ihren «Müllströmen» umgingen – von der Antike bis heute.

Eine Bühne für Rasser

René Lüchinger, Birgitta Willmann: Rasser. Kabarett Schweiz. Christoph Merian 2023. 376 S., um 56 Fr.

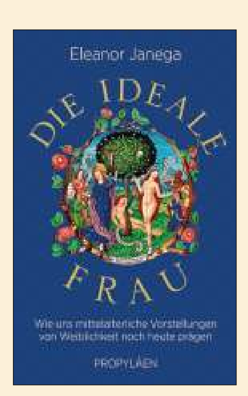
lha. Was für eine Erleichterung dieses Schreiben gewesen sein muss! Im März 1934 erfuhr Alfred Rasser, dass er zur Schauspielausbildung am Konservatorium Basel zugelassen war. «Interessante Begabung, speziell für Charaktertypen», lautete das Urteil der Prüfungskommission. Bis dahin hatte der junge Mann, der später als «HD Läppli» Karriere machte, vor allem herausgefunden, was er alles nicht sein und werden wollte. Priester war keine Option mehr, vom katholischen Milieu hatte er sich distanziert. Den Job in einer Speditionsfirma hatte er gekündigt, und der Versuch, eine Hühnerfarm aufzubauen, war gescheitert. Nun aber war ein Bühnentier am Start. Dieses bildstarke Buch erzählt die Geschichte der Familie Rasser und zeigt, wie das Kabarett den Mainstream herausgefordert hat. Nicht erst heute gilt: Die Kunst ist, dass man den Ton trifft.



Achtung, Frau!

Eleanor Janega: Die ideale Frau. Wie uns mittelalterliche Vorstellungen von Weiblichkeit noch heute prägen. Propyläen 2023. 352 S., um 39 Fr.

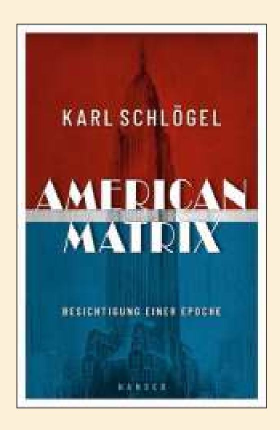
rec. Im 15. Jahrhundert publizierte ein besorgter Inquisitor einen Traktat über die Hexerei, den *Hexenhammer,* und dämonisierte darin die weibliche Sexualität. Seine Lösung: Gewalt an Frauen. Die meisten seiner Zeitgenossen lachten über ihn, doch ein Jahrhundert später wendete sich die öffentliche Meinung – mit grausamen Folgen. Die Mittelalterhistorikerin Eleanor Janega zeigt: Bis heute ist weibliche Sexualität eng verstrickt mit männlicher Gewalt. An Hexen glaubt zwar niemand mehr, die Urteile und Erwartungen haben sich



gewandelt. Und doch gilt noch immer: Die Frau ist nicht das Normalmass, sondern die Abweichung vom Ideal. Von medizinischen Missverständnissen über Moralvorstellungen bis zu hetzerischer Propaganda – die Hypothek aus dem Mittelalter ist allgegenwärtig.

Horizontale Geschichte

Karl Schlögel: American Matrix. Besichtigung einer Epoche. Hanser 2023. 832 S., um 59 Fr.

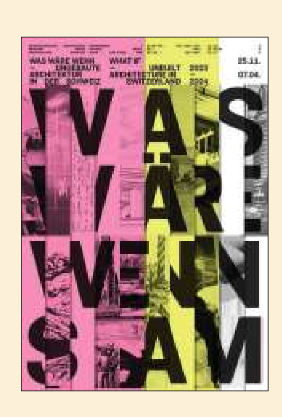


lha. Als Abfolge von Epochen – so werden Geschichten von Staaten meist erzählt. Der Historiker Karl Schlögel hat ein anderes Verfahren zur Perfektion gebracht: Er navigiert durch den Raum, geht an Schauplätze, erschliesst sich Landschaften – diesmal in den USA. An den geometrischen Siedlungsformen erkennt er ein Echo der Parzellierung von Weideland. Auf den Friedhöfen von Pittsburgh, das sich aus den Trümmern der Stahlindustrie neu erfunden hat, findet er Zeugnisse europäischer Arbeitsmigration. Und in den unzähligen gut bestückten Museen des Landes die Schatzkammer einer Weltmacht. Wer sich diesem Spurensucher anschliesst, trifft auf ein Land, das immer in Bewegung war und dabei auch immer wieder Leerläufe erzeugte: Orte der Einsamkeit, der Trostlosigkeit und des Verfalls.

Das haben wir verpasst

Schweizerisches Architekturmuseum, Basel: Was wäre wenn. Bis 7. April 2024. Begleitbuch: Christoph Merian Verlag, 358 S., um 49 Fr.

ddf. Was passiert, wenn mehr gebaut wird? Antwort: Es wird noch mehr nicht gebaut. Das wissen alle Architekten: Einige Entwürfe werden ausgeführt – die meisten nicht. Entweder verliert das Projekt im Wettbewerb. Oder es versandet. Oder es wird fertig, aber man erkennt den Entwurf nicht wieder. Der grösste Teil der Architekturgeschichte besteht aus diesem Ungebauten, und ihm widmet das Schweizerische Architekturmuseum jetzt eine Ausstellung. Im Zentrum: zwei Dutzend nicht realisierte Projekte – sie zeigen eine Schweiz, die hätte werden können, mit einem «Zentralflughafen» in Zug, einem neuen Zürcher Schauspielhaus oder einer monumentalen Erweiterung des Bundeshauses. Man sieht, wie viel utopische Energie verloren gegangen ist – aber auch, wie viel die Architektur beim Experimentieren lernte.



Barbara Duden: Geschichte unter der Haut

Von Gesine Krüger

Wie lässt sich aus Forschung lernen, die nichts mit den eigenen Arbeitsgebieten zu tun hat? Ich hatte bereits seit mehreren Jahren zur Geschichte des südlichen Afrika gearbeitet, als mir Barbara Dudens *Geschichte unter der Haut* in die Hand gefallen ist, angenehm schwer und in schönes hellblaues Leinen eingebunden, in einem Hamburger Antiquariat Anfang der 1990er Jahre. Der Schutzumschlag fehlte, und die Autorin war mir kein Begriff, doch beim ersten Blättern nahm mich ihre Sprache sofort gefangen. Diese Mischung aus kühler Analyse und einem leidenschaftlichen Umgang mit einer für uns heute kaum noch zugänglichen Begrifflichkeit frühneuzeitlicher Krankheits- und Körpervorstellungen – dazu ein Erkunden dessen, was Geschichte überhaupt tut und was sie kann.

Barbara Duden befasste sich in ihrer 1987 erschienenen Studie mit einem Eisenacher Frauenarzt und seinen Patientinnen um 1730, und sie hat mir drei entscheidende Dinge vermittelt: Wie gelingt es, die Geschichte einer vergangenen Welt so zu schreiben, dass sie nicht zur Vorgeschichte der Gegenwart wird? Wie lässt sich eine fremde Realität erfassen und darstellen, ohne sie – in die Begriffe und Konzepte der Gegenwart übersetzt – zum «Anderen» des Eigenen zu machen? Und wie kann man sich selbst durch die Vergangenheit von der Gegenwart befremden lassen, um diese besser zu verstehen?



Gesine Krüger, Jahrgang 1962, ist Professorin für Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich und Mitherausgeberin des Online-Journals *Geschichte der Gegenwart*. 2024 wird bei Reclam ihr Buch zur Geschichte des deutschen Kolonialismus erscheinen.

Die Analyse der vom Arzt sorgsam niedergeschriebenen Berichte der Frauen, die über ihre «Gebresten» und über ihr «Geblühte» klagten, hat mein Denken als Historikerin tief geprägt. Barbara Duden erschliesst die seltsam anmutenden damaligen Auffassungen vom Körper in ihrem eigenen Kontext als vollständig und sinnvoll. Wenn Männer in der Frühen Neuzeit genauso wie Frauen regelmässig bluteten, bestreitet sie diese Wahrnehmung nicht, sondern erklärt sie vor dem Hintergrund der damaligen Auffassung vom Gleichgewicht der Körperflüssigkeiten. Indem sie an der leiblichen, aber gleichwohl historisch geprägten Erfahrung der Frauen und Männer festhält, zeigt Duden die wirklichkeitsprägende Macht von Sprache, ohne dabei die Wirklichkeit selbst zum Verschwinden zu bringen.

Historisches Arbeiten ist immer eine Übersetzung. Doch Barbara Duden zeigt, wie ein Verstehen von Fremdheit so möglich ist, dass dabei das Eigene bereichert wird – und nicht das Fremde reduziert. |G|

Illustration: Agata Marszalek





RINGVORLESUNG

Europäische Friedensordnungen

Den Krieg verhindern seit dem Westfälischen Frieden

Ab Di 16.1.2024, 19.30 – 20.45 Uhr, 5×

MUSEUM ALTES ZEUGHAUS

Ein Kulturengagement des Kantons Solothurn

28. Oktober 2023 bis 26. Mai 2024

museum-alteszeughaus.ch

Tiere im Krieg

Die Ausstellung wird unterstützt von:

DÄSTER SCHILD STIFTUNG

STADT SOLOTHURN